Fünfundsechzig

Deutsche Aufsätze

aus der Schule

und

für die Schule

von

A. Friedr. Butters.

Gymnasial-Professor in Zweibrücken.

Neustadt a. d. H.

Verlag von E. Witter. (Gottschick's Buchhandlung.)

1856.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Vorwort.

Der schwerste Unterricht war für mich immer der in der deutschen Sprache. Ich rede jedoch zunächst nicht von dem grammatischen, den ich seit vielen Jahren nicht mehr zu geben habe, sondern von dem stilistischen, der mir obliegt, und habe auch hierbei nur denjenigen Theil des Unterrichtes im Auge, der sich mit Ausarbeitung von Aufsätzen beschäftigt. Nach allerhand Versuchen, die rechte Methode zu finden, bin ich endlich dahin gekommen, es einfach zu machen wie die Mütter, von denen die Kinder das Reden lernen durch's Hören. Reden und Unterreden über das gewählte Thema scheint die Hauptpflicht des Lehrers, der von seinen Schülern einen Aufsatz verlangt. Durch's Reden und Unterreden findet sich die Grenze, innerhalb welcher sich das Bewußtsein der Schüler über den fraglichen Vorwurf bewegt; es erwächst in den Schülern das Verlangen, die enggezogene Grenze zu erweitern; es bildet sich nach und nach das Gefühl, daß man über einen gewissen Gegenstand einigermaßen Herr ist; es verschwindet der Widerwillen, den junge Leute gegen die Zumuthung zu haben pflegen, über Dinge, die ihnen ferne liegen, zu reden und nun gar zu schreiben.

Allein das Alles kann nur dann erreicht werden, wenn der Lehrer seines Stoffes vollkommen mächtig ist und es versteht denselben seinen Schülern klar zu machen — klar zu machen durch's Eingehen auf das Wesen der Sache, klar zu machen durch's Eingehen auf die Darstellung der Sache. Dies macht einem Lehrer, der nicht zu denjenigen gehört, die Alles aus dem Aermel schütteln können, viel Mühe und hat besonders bei einer starken Zahl von Schülern seine großen Schwierigkeiten. Mir wenigstens ist es noch selten gelungen, mich Allen so deutlich zu machen, daß nicht hintendrein doch Mißverständnisse zu Tage gekommen wären, und dies ist einer von den Gründen, warum ich sage: der schwerste Unterricht war für mich immer der in der deutschen Sprache.

Wenn nun die Schüler den Aufsatz gefertigt haben, so entsteht eine neue Schwierigkeit bei der Correctur. Die Fehler am Rande der einzelnen Aufsätze mit rother Tinte anzuzeichnen macht zwar gewöhnlich weniger Schwierigkeit als Mühe; allein wie soll man die Fehler zum Bewußtsein derer bringen, die sie gemacht haben? Hat man eine Classe von zehn Schülern, so mag man vielleicht die einzelnen Aufsätze mit deren Verfassern so durchsprechen, daß das Ganze und das Einzelne dabei innerhalb einer Stunde beurtheilt wird; hat man zwanzig Schüler, so ist das nicht möglich; man muß auf ein anderes Mittel sinnen, wie man mit Einem Viele bedient. Hier nehme ich mir den Hausvater zum Vorbild. Ist er da, erscheint er unter seinen Kindern und seinem Gesinde, so fühlt sich jedes derselben in seine Schranken zurück auf das Rechte hingewiesen; alle Ueberschreitungen haben ihren, wenn auch stummen Richter; alles Wohlverhalten hat seinen, wenn auch schweigenden Billiger. So trete

auch der Lehrer selbst auf, er gebe sich selbst und erscheine in seiner Eigenthümlichkeit; an ihm mögen sich seine Schüler messen und zurechtfinden. Mit andern Worten: Der Lehrer muß einen Musteraufsatz geben und indem er ihn dictirt und bespricht, zugleich die Fehler seiner Schüler, die er sich bei der Correctur der Arbeiten gemerkt haben muß, rügen und verbessern. Die Sache ist nicht ganz leicht. Es gilt zuerst eine gewisse Länge und Kürze einzuhalten, sodann in diesem Umfange alles einzurahmen, was für den Aufsatz mit den Schülern besprochen und was in den Aufsätzen der Schüler war behandelt worden. Es gilt einen Stoff zu finden, der für die Schüler paßt, so daß sie ihn fassen und durch ihn gefördert werden können; es gilt ihn so zu behandeln, daß sich verschiedene sprachliche Bemerkungen daran anknüpfen lassen und daß doch das Ganze ebenfalls als solches erscheint und sich geltend macht.

Wie mir das gelungen sei, mögen die folgenden Aufsätze zeigen. Schon die Namen der lateinischen und griechischen Autoren, aus denen ich Stoffe wählte, weisen darauf hin, daß diese Arbeiten zunächst für die erste und zweite Gymnasialclasse bestimmt waren, welche Classen der untern und obern Secunda norddeutscher Gymnasien entsprechen. Zur Veröffentlichung habe ich manche Beweggründe. Erstens dachte ich: was du willst, daß man dir thue, das thue Andern auch. Ich aber habe öfters das Bedürfniß gefühlt, fertige Aufsätze vor mir zu haben, theils um die Mühe zu ersparen, selber einen zu machen, theils um bei meiner Arbeit eine Beihülfe zu haben. Sodann hoffe ich, daß diese Aufsätze auch zur Privatlectüre und zum Privatstudium der Schüler geeignet sein könnten. Ich kann das mit einigem Rechte hoffen, da sie sämmtlich

bereits ihre Dienste in der Schule gethan haben. Meine ehemaligen Schüler würden lauter alte Bekannte antreffen, wenn dieses Heft in ihre Hände kommen sollte. Habe ich aber den rechten Ton für Studierende getroffen, so kann es nicht fehlen, daß meine Arbeit sich auch vielen Studierten empfehlen wird. Denn so eng auch der Kreis des Lehrers gezogen sei, so hat dieser Kreis doch immer den nämlichen Mittelpunkt und die nämliche Bewegung um den Mittelpunkt wie der allergrößte. Ob ich aber das Rechte getroffen habe, darüber wünsche ich das Urtheil stimmfähiger Männer zu hören. Sollte das erste Heft Beifall finden, so werde ich das als eine Aufforderung ansehen ein zweites Heft folgen zu lassen

Zweibrücken den 11. November 1855.

A. Friedr. Butters.

Inhaltsanzeige

sammt

den Dispositionen der Aufsätze.

1. Phocion und Curius.

Der General Montecuculi antwortete auf die Frage: was man zum Krieg am nothwendigsten brauche? erstens Geld, zweitens Geld, drittens Geld — und hat darin wohl ausgesprochen, was die meisten nicht nur für den Krieg oder sonst ein Geschäft, sondern zum Leben überhaupt für das nothwendigste halten. Das versichern auch die Sprüchwörter: Geld regiert die Welt und mit Geld kommt man durch die Welt und darum ist ein so großes und allgemeines Drängen und Rennen nach Geld, daß ein Dichter das Geld den Gott der Erde nennt, und ein anderer sagt: Und wär' ich bei Geld, so wär' ich bei Sinnen. Ja! keine Erfindung der Phönicier war folgenreicher als die des Geldes und die Einführung desselben bezeichnet wohl richtiger den Eintritt des eisernen Zeitalters, als alle anderen Merkmale der Dichter und seit des Menschen Sohn um dreißig Silberlinge verrathen wurde, ist es wohl klar, daß man nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen kann. Beweget nun das Geld auch der Könige Herz und weissagen auch die Propheten um Geld, so sind Beispiele von Männern, deren erhabener Sinn das Geld verschmähte, um so ehrenwerther. Sehen wir uns zwei derselben näher an.

Phocion lebte trotz seiner hohen Stellung im athenienfischen Staate doch in sehr beschränkten Verhältnissen. Seine Frau sah man den Teig kneten und ihn das Wasser aus dem Brunnen heraufziehen. Diesem Biedermanne schickte König Alexander aus Asien hundert Talente (200,000 fl.) zum Geschenke. Allein Phocion wies sie zurück. Er zeigte den Gesandten des Königs einen eben vorübergehenden armen und alten Mann,

der mit noch weit Wenigerem auskäme als er und sagte: entweder müßte er das Geld unbenützt liegen lassen oder durch Benützung desselben sich und den König der Verleumdung preis geben.

Curius war Consul der römischen Republik und siegreicher Feldherr im Kriege gegen Pyrrhus und die Samniten. Allein wir sehen ihn auch in seinem bescheidenen Landhause am Heerd sitzen und Rüben kochen. So finden ihn auch die samnitischen Gesandten, die ihm ein reiches Geschenk anbieten sollen. Sie werden zurückgewiesen mit den Worten: Ich will lieber solchen gebieten, die Gold haben, als selber Gold haben.

Man sieht schon aus den verschiedenen Worten, mit welchen beide Männer die Zurückweisung des Geldes begleiten, daß wenn zwei dasselbe thun, es nicht mehr dasselbe ist. Offenbar spricht aus Curius die frische und stolze Jugend des zur Weltherrschaft bestimmten römischen Volkes; es spricht ein Mann, der das große Ziel, das sein Volk wollte, nicht über den Vortheilen des Augenblicks und der Person vergessen konnte, wie einst Atalanta den Wettlauf über den goldenen Aepfeln; es spricht ein Mann, der wohl wußte, daß das Geld geeigneter ist den Sinn seiner Besitzer zu bannen und zu erniedrigen als großen Zielen entgegenzuführen und was er sagt, ist so aus dem Geist seines Volkes gesprochen, daß man es mehr Worte eines Römers als des Curius nennen kann. — Aus Phocions Antwort spricht nichts Nationales, man müßte denn eine philosophische Ansicht der Dinge eine nationale Eigenthümlichkeit der Griechen nennen. Allein Phocions Philosophie ist offenbar nicht die des athenienſischen Volkes; man sieht gleich, er steht damit, wie mit seiner Armuth, ziemlich einsam da, und wurzelt nicht im Volksbewußtsein wie Curius. Darum nehmen sich Phocions Worte neben denen des Curius auch sehr bescheiden aus. Sie beweisen bloß, daß das Geld dem Phocion nicht nothwendig, vielmehr seinem und seines Freundes guten Ruf gefährlich sei.

Da nun der Eine dieser alten Helden dem Gelde gegenüber sich als Römer, der Andere als Philosoph der Versuchung entzogen hat, so entsteht für uns die Frage, auf welchen Standpunkt wir in ähnlichen Fällen uns zu stellen haben. Der des Curius ist uns nicht möglich, da wir keine Römer sind. Der des Phocion liegt uns allerdings näher, genügen kann er aber auch demjenigen nicht, der sich gewöhnt hat bei

Allem nach seinem Verhältniß zu dem heiligen Gott und nach dem Heil seiner unsterblichen Seele zu fragen. Ein solcher wird sich hüten sein Gewissen und seiner Seele Frieden den Gefahren auszusetzen, die durch den ungerechten Mammon drohen. Denn nicht zur Erfüllung der Pflicht ist es, wozu man durch Geschenke besonders Auswärtiger aufgefordert wird oder sich aufgefordert fühlt. Ein solcher wird ferner wissen, daß „die da reich werden wollen, in Versuchung und Stricke fallen" und daß es demjenigen verheißen ist zu leben, der Geschenke hasset.

2. Gedanken bei einer Quelle.

Wer nur immer gesunde Sinne hat, der fühlt dieselben auf eine erfreuliche Weise in der Nähe einer Quelle in Anspruch genommen. Dieser saftgrüne Rand fasset das klarste Wasser ein, in dem ich abwechselnd die Farben und Gestalten des Bodens durchscheinen und mein oder der nahen Weide oder des Himmels Bild abgespiegelt erblicke. Ich schöpfe aus dem einladenden Brunnen und fühle mich durch die milde Kraft des Trankes erfrischt und gestärkt. Ich lagere mich und lausche dem räthselhaften Geflüster der sich fortdrängenden Wellen. Wo kommen sie her diese Wellen? Wie fanden sie den Weg durch diesen Berg? Wie mochten sie sich in dem nackten, dürren Gestein sammeln und welche Kraft treibt sie in die Höhe? — so muß ich fragen, indem ich an dieser geheimnißvollen Werkstätte der Natur stehe. Wohlthätige Götter, freundliche Nymphen sind es, die dieß alles so ordneten und schufen: so antworten auf meine Frage die Alten, welche einst an den ihnen heiligen Quellen diesen Göttern spendeten und opferten. Sie thaten das in dem tiefen Gefühle, welch großes Wunder eine Quelle sei und gewiß! wunderbar sind Gottes Werke. Du kleine Quelle, welch große Wohlthat bist du für deine ganze Umgebung! Das frische Gras, die stolzen Bäume um dich zeugen davon; die Biene und der Schmetterling umschweben dich; der durstige Schnitter sucht dich in der Mittagshitze, die Thiere des Waldes am stillen Abend. Du leihest deine Kraft dem Müller dort unten im Thale und

deine Fülle seiner Hausfrau und ihren Nachbarinnen zu ihren häuslichen Bedürfnissen. Wie dein Schöpfer gibst du ohne Rückhalt und ohne es aufzurücken. Wie viele auch kommen mögen, sie erschöpfen dich nicht, eben so wie deines Schöpfers Güte und Vermögen unergründlich ist, und wer auch kommen mag, du machst keinen Unterschied beim Geben. Wie dein Schöpfer die Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, so tränkest du die giftige Schlange nicht minder, wie die arglose Taube.

---

3. Malerische Scenen aus der ersten Ecloge Virgil's.

Die Seele eines Dichters ist ein Spiegel, in welchem sich die Welt abbildet. Je reiner und treffender das Bild der Welt sich in einer Dichtung darstellt, um so mehr wird der Dichter verdienen, ein wahrer Dichter genannt zu werden. Ohne Zweifel gehört der Mantuaner Virgil zu solchen wahren Dichtern. Welcher Reichthum von malerischen Scenen in seinen Eclogen und wie geschmackvoll sind sie ausgewählt.

Heben wir aus der ersten Ecloge zuerst diejenige aus, welche den Mittelpunkt des ganzen Gedichtes bildet. Eine dichtbelaubte Buche dient einem Landmanne zum Obdach gegen die Sonnenhitze; er hat sich bequem unten am Stamm hingelagert; seine Blicke sind auf seine Heerde gerichtet, die unter den nahen Bäumen weidet; die Zufriedenheit mit seiner Lage drückt sich in seiner Beschäftigung aus, denn er singt und die Rohrpfeife, die er in der Hand hält, zeigt, daß er sein Lied mit den Tönen seines Instrumentes abwechseln läßt. Wem mag sein Lied gelten? Den weißen Haaren im Bart des Mannes nach zu urtheilen sollte man kaum glauben, daß er die geliebte Amaryllis besingt, aber seine sonstige Frische und Behaglichkeit läßt es wohl vermuthen. Denn welch ein ganz anderer Mann ist er doch als derjenige, den wir auf ihn zuschreiten sehen so matt und mühselig einige Ziegen vor sich her treibend, eine derselben mühsam nachschleppend. Man sieht es ihm an, daß er diesen Weg nicht freiwillig macht: er ist ein unglücklicher Vertriebner, dem beim Anblick seines alten

Freundes Tityrus die Erinnerung an seinen ehemaligen Glücksstand neues Leid verursacht. Ein gewaltiges Weltereigniß, die Schlacht bei Philippi, wird hier in den einsamen Thälern des nördlichen Italiens auf eine herbe Weise nachempfunden und unsere kleine ländliche Scene gibt uns eine merkwürdige Vorstellung von dem Zusammenhang und dem Wechsel der Dinge.

Die nächstfolgenden Scenen sollen das ländliche Glück veranschaulichen. Da ist ein Zaun aus Weidengebüsch gebildet; er steht in voller Blüthe und Bienen umschwärmen ihn. Ein Landmann liegt im Schatten desselben; man sieht daß er der Einladung zu einem Schläfchen, welche ihm das Summen der Bienen und das Plätschern eines nahen Quelles machen, Widerstand zu leisten keine Lust bezeigt, wogegen sein Baumschneider unten am Fels, aus dem die Quelle sprudelt, seine Rüstigkeit in seinem Geschäfte durch hellen Gesang aufrecht erhält, in welchem ihn auf einer nahen Ulme sitzende Turteltauben unterstützen. — Da ist ferner eine felsige Gegend; in einem der Felsen eine Grotte, deren Wände rings mit grünem Moose überwachsen dem Landmanne in derselben ein weiches Lager bieten. Er singt sein Lied und beobachtet dabei seine Ziegen, die auf dem gegenüberliegenden Felsen kletternd ihre Weide an dem reichen Buschwerk suchen. — Oder es ist Abend; die Sonne sinkt, die Berge werfen lange Schatten, aus den Hütten des Dorfes in der Ferne steigt der Rauch auf. Ein freundlicher und wohlaussehender Landmann ladet einen armen und traurigen Wanderer ein, mit den wenigen Ziegen, die er vor sich hertreibt, unter seinem Dache zu übernachten.

Ist uns durch solche Darstellungen das ländliche Leben in seiner Anmuth und Ruhe nahe gelegt, so versäumet der Dichter auch nicht denjenigen auf eine feine Weise zu preisen, durch den für jene Zeit der bürgerliche Frieden, diese nothwendige Bedingniß des ländlichen Glückes, hergestellt wurde. Versetzen wir uns darum noch schließlich von dem traulichen Dörflein Andes in die mächtige Hauptstadt der Welt. Dort auf dem palatinischen Berge stand der Palast des Triumvirn Octavian. Es empfängt uns der Saal dieses Gebäudes, aus dessen hohen Fenstern man den schönsten Theil der erhabenen Roma übersieht. Hier steht von Glanz geblendet in der Haltung eines Schutzflehenden ein armer Einwohner des kleinen Andes; vor ihm ein Jüngling zwar in bescheidener Tracht, aber auf seiner

Stirne thront die Majestät, in seinem Auge blitzt das Bewußtsein der Herrschaft. Jetzt aber hat er sich huldreich zu dem Andiner hingeneigt und ihm mit wenigen Worten ein Glück angekündigt, wofür ihn des Landmanns dankbares Herz den Göttern gleichstellt.

---

4. Ein Deutscher hält sein Wort.

So hört man überall in deutschen Landen versichern und wenn dem so wäre, so müßte fürwahr in unserem Vaterlande gute Zeit sein, denn ein großer Theil der Uebel unter den Menschen rührt von ihrer Untreue her. In der That verhält es sich aber nicht ganz so und derer, die ihr Wort nicht halten, sind in Deutschland leider nur zu viele. So scheint denn dieses Sprüchwort unter das Gericht jenes anderen zu fallen, das da sagt: Eigenlob stinkt! Es scheint eine grobe Anmaßung der deutschen Nation zu sein, den anderen Nationen gegenüber sich vorzugsweise eine Tugend zuzuschreiben und sie somit in demselben Verhältnisse jenen abzusprechen; es scheint dieß um so auffallender an den Deutschen, die sonst geneigt sind anderen Völkern ihr Recht zuzugestehen, ja mehr einzuräumen als jene von Rechts wegen ansprechen können.

Doch dieß scheint nur. Denn Ausnahmen, wenn auch zahlreiche, heben die Regel nicht auf. Unser Sprüchwort recht verstanden enthält in der That weder eine Unwahrheit noch eine Beleidigung für andere Völker. Die Deutschen erscheinen im Anfang ihrer Geschichte nicht als rohe Barbaren, sondern werden wegen mancher gesellschaftlicher Tugenden, vorzugsweise aber ihrer Treue wegen, mehr gerühmt als die gesittetsten Nationen jener Zeit. Und so ist denn diese Tugend als eine Mitgift anzusehen, wodurch die Vorsehung unserem Volke gleich anfangs eine ehrenhafte Stellung unter den übrigen Völkern verschaffte, durch deren Uebung die ehrenhafte Stellung demselben stets erhalten werden sollte. Das Sprüchwort: ein Deutscher hält sein Wort, hat also die Absicht jedem Einzelnen unseres Volkes in Erinnerung zu rufen, wodurch sein Volk

von Anfang sich unter den gebildeten Nationen Achtung verschafft hat und wodurch diese Achtung fortwährend bedingt ist.

Die Geschichte bezeugt uns, daß es den Deutschen gelungen ist zu allen Zeiten Beispiele dieser ihrer ersten Nationaltugend aufzustellen und zum Theil so glänzende Beispiele, wie das Friedrich des Schönen und Ludwig des Bayern, daß man darüber jene Zeiten, wo deutsche Treue seltener geworden war, vergessen kann. Die schönsten deutschen Sagen behandeln diesen Gegenstand wie z. B. die Lieder vom treuen Eckhard, das Lied der Nibelungen, das Lied von Hartmann von Siebeneichen und was in den Sagen eines Volkes verherrlicht wird, das — darf man sicher annehmen, gehört dem innersten und eigenthümlichsten Leben des Volkes an. Auch andere Völker haben in verschiedener Weise ihre Anerkennung der deutschen Treue an den Tag gelegt. Es genüge hier daran zu erinnern, daß von der Zeit des Julius Cäsar an bis auf unsere Tage romanische Fürsten sich in der Umgebung einer deutschen Leibwache sicherer hielten, als von ihren Landsleuten bewacht.

So möge denn das alte Sprüchwort fort und fort uns an die Zierde unserer Nation mahnen, damit wir die deutsche Ehre unverkümmert und wo möglich hellerstrahlend den zukünftigen Geschlechtern übergeben.

---

5. Gespräch am Grabmal des Abradatas.

Dolmetscher aus Sardes: Ihr seid ein wunderliches Volk, ihr Griechen; was treibt euch in die Ferne und wie möget ihr die Ruhe der Heimath verlassen um zu sehen, wie andere Völker leben und sind?

Reisender aus Griechenland: Verschiedenen Sinn, o Dolmetscher! haben die Götter den verschiedenen Völkern gegeben und es folge jeder dem, was die Götter in ihn hineingelegt haben. Zu euch aber ist einst ein berühmter Mann unseres Volkes gereist, den wir unter unsere sieben Weisen

zählen und dessen Fußtapfen ich hier nachfolge. Hast du nie den Namen Solon gehört?

D. a. S. Wohl habe ich ihn gehört! Er war der Gastfreund unseres Königs Krösus. Welcher Lydier aber könnte den König Krösus und sein Schicksal vergessen! Haben wir ja unter ihm unsere Selbständigkeit an die Perser verloren!

R. a. G.: Doch vertauschtet ihr euren lydischen König mit einem besseren persischen, von dessen Ruhme der Erdkreis voll ist.

D. a. S.: Auch hier sind wir an einem Denkmal angekommen, das uns an Cyrus erinnert, denn er ließ es errichten.

R. a. G.: Wem?

D. a. S.: Auf der oberen Säule stehen die Namen in syrischen Buchstaben eingegraben. Sie heißen Abradatas und Panthea.

R. a. G.: Warum syrisch?

D. a. S.: Wie ich vermuthe war syrisch die Muttersprache des Paares, denn Abradatas war ein Fürst von Susiana.

R. a. G.: Und wie hat er das Denkmal verdient?

D. a. S.: Er fiel von dem Assyrier ab zu Cyrus und starb für diesen sein Leben im Kampfe gegen den Assyrier opfernd.

R. a. G.: Und sein Weib?

D. a. S.: Sie vermochte den Tod des Gatten nicht zu überleben und erstach sich hier neben seiner Leiche.

R. a. G.: So hat sich hier in der That zugetragen, wovon bei uns die Dichter, welche alte fabelhafte Zeiten schildern, hin und wieder singen. Aber in der beglaubigten Geschichte unseres Volkes kann ich keine Frau finden, deren Leben so ganz Liebe zu ihrem Manne gewesen wäre, daß sie ohne ihren Mann auch nicht mehr hätte leben können.

D. a. S.: In Indien soll das bei vielen Völkern der Fall sein.

R. a. G.: Was aber bedeutet die Inschrift der drei unteren Säulen?

D. a. S.: Sie sind den drei Stabträgern der Panthea gewidmet, die den Verlust ihrer Herrin nicht überleben mochten, sondern, sobald sie deren Tod erfuhren, an demselben Ort, an welchen sie Panthea hatte hingehen geheißen, als sie sich selbst erstechen wollte, ihre Dolche zogen und ihr in den Tod folgten.

R. a. G.: Fürwahr, ich fühle, daß ich in der Fremde bin. Bei uns kennt man wohl den Tod wegen Verlustes der Freiheit, nicht aber den wegen Verlustes des Herrn. Hier dagegen weiß ich nicht, ob ich die Frau mehr bewundern soll, die solche Anhänglichkeit an ihre Person zu erwecken und zu erhalten vermochte, oder die Eunuchen, die als solche und als Sklaven solche Gesinnung hegen konnten.

D. a. S.: Ich vermuthe, Menschen wie diese sind in allen Ländern selten.

R. a. G.: Nicht unpassend war es demnach, daß Cyrus dieß große und prachtvolle Denkmal so seltenen Menschen errichten ließ. Denn in der That, eines Königs Thron ruht auf Treue und Liebe.

---

6. Wie Sallust ein Geschichtsschreiber wurde
oder
Gedankengang in den vier ersten Capiteln von Sallust's Catilina.

Einem jeden Menschen stehen zwei Lebenswege offen. Der eine hält ihn in dem dunklen Banne fest, in welchem auch die Thiere dahinleben; der andere führt zu Auszeichnungen und Ruhm. Letzterer ist wiederum ein doppelter, je nachdem man die Körperkräfte oder die Geisteskräfte gebraucht. Der Gebrauch der Geisteskräfte erscheint als der vorzüglichere, insofern er einen dauernden Ruhm verschafft. Indessen im Kriegswesen war unter den Menschen lange ein Streit über den Vorzug der körperlichen und der geistigen Tüchtigkeit, weil beide sich voraussetzen. Die gewaltigen Unternehmungen des Cyrus, der Spartaner und Athener belehrten jedoch, daß die geistige Tüchtigkeit den Vorrang behaupte; nicht minder zeigten dieß fortan die großen Umwälzungen allerwärts, welche stets durch größere Ueberlegenheit der geistigen Kraft herbeigeführt wurden. Wiewohl nun der geistigen Tüchtigkeit Alles gehorcht, so wählen dennoch viele das thierartige Leben. Das wahre rühmliche Leben aber ist ein gar mannigfaltiges: wohlthätig wirken für den Staat, ein guter Redner, ein guter Krieger, ein guter Ge-

schichtsschreiber sein. Letzteres ist, wiewohl man dadurch minder großen Ruhm als durch Thaten erlangt, gleichwohl schwieriger und Sallust hat sich diesen Weg zum Ruhm gewählt. In seiner Jugend zwar hatte er die politische Laufbahn ergriffen; allein er hatte auf derselben allzubittere Erfahrungen gemacht, besonders dadurch, daß er sich selbst mit den damals herrschenden Lastern befleckte, als daß er nicht im reifen Alter sich weit genug von dem verwirrenden Treiben hätten halten sollen. Er ergreift nun den Griffel mit um so größerer Zuversicht, als er sich bewußt ist, frei von Furcht und Hoffnung und frei von den Parteiungen der Republik dazustehen.

---

7. Ueber das Standbild Jean Paul's.

Deutschland hat angefangen seine Städte mit Standbildern der Männer zu schmücken, die durch Wort oder That, durch Erfindung oder Entdeckung, durch Kunst oder Wissenschaft ihren Einfluß sowie ihren Ruf über die Grenzen ihres Geburtsortes und Geburtslandes hinaus, weit durch die civilisirte Welt hin verbreitet haben. So hat Salzburg Mozart's Bildsäule aufgerichtet, München rühmt sich des Kurfürsten Maximilian, Stuttgart feiert seinen Schiller, die Mainzer zeigen ihren Guttenberg, die Frankfurter führen uns zu Göthe's Denkmal, auf der Grotenburg erhebt sich des alten Armin colossales Bild, in Berlin stehen alle die Helden, welche den preußischen Kriegsruhm gegründet und gemehret haben, die Bürger von Thorn weisen auf ihren Mitbürger Copernikus hin, den wackern Schill haben sie zu Braunschweig eine Kapelle gebaut und der einfache Feldstein bei Lützen, der Jahrhunderte lang die Tugenden Gustav Adolph's predigte, ist dieser Zeit nicht mehr beredt genug gewesen, sie mußte sich des Königs Bild in Erz versinnlichen.

Diese Richtung unserer Landsleute, das Andenken ihrer großen Mitbürger durch Werke der Kunst und durch Festlichkeiten aller Art zu verherrlichen wird von einigen als ein Zeichen der Mündigkeit und Reife der Nation gepriesen, von anderen als ein moderner Götzendienst, als Cultus des Genius getadelt. Wir haben hier nicht auf die Beurtheilung der Gesin-

nung einzugehn, die jener Richtung zu Grunde liegt; wir halten uns an die Thatsache, daß viele deutsche Städte mit Ehrendenkmälern geziert sind und fragen uns: was wollen uns die Bilder dieser großen Männer sagen?

Ohne Zweifel legen dieselben zuvörderst ein Zeugniß zur Ehre der Stadt und des Landes ab, in welchem ein der Weltgeschichte angehöriger Mann geboren, erzogen und gebildet wurde. Man sagt: Schwaben sei reich an Dichtern; das kann doch nichts anderes heißen als: der Stamm der Schwaben ist vor den übrigen deutschen Stämmen bevorzugt und ausgezeichnet durch dichterische Anlage und Land, Volk, Natur, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen des Schwabenlandes sind der Ausbildung jener dichterischen Anlage günstig. Beide Umstände sind aber gewiß eine Ehre des Schwabenlandes und so wird man auch jedem anderen deutschen Stamm erlauben müssen, in gewisser Weise stolz auf die großen Männer zu sein, die er hervorgebracht und gebildet hat und es wird, anderen Nationen gegenüber, der deutschen vergönnt sein, stolz auf die größere Anzahl großer Männer zu sein, die vergleichungsweise mit jenen in ihrer Mitte geworden sind, was sie waren.

Noch gewisser aber fordern uns die Standbilder großer Männer zum Dank gegen Gott auf, dessen erziehende Vaterhand sich ganz besonders deutlich darin offenbart, daß er gewisse Geister mit besonderen Gaben ausrüstet, wodurch sie befähigt sind, einen überwältigenden Einfluß auf ihr Volk und auf ihre Zeit auszuüben. Das, was man gemeinhin Genie nennt, das hat keiner jener großen Männer sich selbst gegeben; das kann keine Natur, kein Volk anerziehen und anbilden; es ist eine freie Gabe von oben, die der weise Ordner der Dinge gerade zu dieser Zeit und gerade dem Sohne dieses Landes und dieser Stadt verliehen hat, weil eben diese Zeit und dieses Volk derselben wie fähig so bedürftig war.

Geschieht es nun, daß diese Gabe von Oben, daß der Besitz des Genie sich mit einer rechtschaffenen Gesinnung, mit einem edlen Willen von Seiten des Begabten verbindet, so fordert der Anblick eines Standbildes, das einem solchen Menschen gesetzt ist, den Beobachter nachdrücklich auf, die Tugenden des Mannes nachzuahmen. Daß dieses der Fall bei Jean Paul ist, das macht wohl des Mannes schönsten Ruhm aus. Jeder Knabe, der an seinem Ehrenbilde in Bayreuth vorbeigeht, möge daran denken, daß dieser Mann einst ein gehorsamer

und zärtlicher Sohn war; jeder Jüngling möge sich erinnern, daß dieser Mann einst mit Eifer seinem gewählten Berufe folgte und seine Freunde liebte; jeder Mann möge erwägen, wie gewissenhaft dieser Mann sich in seinen Geschäften und als Familienvater zeigte; jeder Deutsche möge sich zurückrufen, welch innige Theilnahme die bösen und guten Geschicke des Vaterlandes in der Brust dieses Patrioten fanden; jeder Mensch sich freuen, wie warm einst dieses Herz für das ganze Geschlecht schlug.

---

8. Catilina's Rede an seine Mitverschworne.

In der Rede, welche Sallust dem Catilina an die Verschwornen in den Mund legt, reihen sich die Gedanken folgendermaßen aneinander:

a. Catilina's Unternehmen gründe sich erstens auf die Tüchtigkeit und Treue der Verschwornen, zweitens auf die feste Freundschaft derselben. Jene Tüchtigkeit mache es möglich, die dem Zwecke der Verschwörung günstige Gelegenheit zu benützen; ohne dieselbe würde Catilina die Sache gar nicht unternommen haben; die feste Freundschaft aber bestehe darin, daß man dasselbe wolle und dasselbe nicht wolle.

b. Was er aber wolle, wüßten sie bereits, nämlich die Freiheit. Er werde aber durch die Ueberlegung, was aus ihnen werden solle, dahin geführt, dieselbe täglich dringender zu wollen.

c. Das Mißverhältniß nämlich zwischen denjenigen, in deren Händen Macht, Ehre und Reichthum sei und denjenigen, welchen diese Güter vorenthalten würden, zwischen dem Uebermuthe jener und dem Nothstande dieser sei für einen tapfern Mann nicht länger erträglich. Ein ehrenvoller Tod sei einem schimpflichen Leben unter solchen Verhältnissen vorzuziehen.

d. Indeß nicht Tod, vielmehr Sieg erwarte sie, die an Jugendfrische und Muth jenen überlegen seien, welche an Jahren und Reichthum siechten.

e. Denn ihr Reichthum sei größer als die unsinnigste Verschwendung, wogegen die trostlose Dürftigkeit der Freunde grell absteche.

f. Wer hier nicht Abhülfe suche, der schlafe und sehe nicht, daß das Glück die Freiheit als Kampfpreis hingestellt habe.

g. Dieselbe zu ergreifen fordere dringender als seine Rede die Sache selbst.

h. Er übrigens wäre mit Leib und Seele der ihrige, in welcher Stellung sie auch seiner Dienste bedürften, hoffe aber als Consul das Weitere mit ihnen zu unternehmen, wenn sie anders nicht lieber Knechte als Herren sein wollten.

Catilina redet hier die Sprache treuer Brüderschaft, besonnener Kühnheit, gerechten Unwillens über schreiende Mißverhältnisse, die Sprache der Entrüstung über unverdientes Elend, die Sprache der Zuversicht, die eine gute Sache gibt. Somit gebärdet sich hier die Schlechtigkeit und Bosheit gleich der zur That gereizten Tugend und kokettirt mit den schönen Grundsätzen der Freundschaft, Ehre und Aufopferung. Es kleidet sich die Lüge in das Gewand der Wahrheit und ist um so geeigneter zu täuschen, je gerechtfertigter die Anklagen erscheinen, die Catilina gegen seine Gegner erhebt. So ist es geschehen, daß diese Rede sich wohl schicken würde für einen Thrasybul und Pelopidas, daß Brutus und Gracchus sich derselben nicht zu schämen hätten, daß ein Tell, ein Wasa, ein Kosziusko füglich nicht anders geredet haben können. Allein wie unendlich verschieden ist ein Catilina von diesen Ehrenmännern, wie wenig gleicht Catilina's Verschwörung den Befreiungsversuchen jener Helden. Aber mit wahrhaft künstlerischem Sinn hat der Geschichtschreiber der Rede gerade diese Wendung gegeben. Denn bedient sich ein Schlechter der Sprache der Tugend, so bereitet er eben damit der Tugend einen Triumph, indem er ja eingesteht, daß nur die Tugend im Stande ist etwas Großes hervorzubringen, das Laster nur auflösend, zerstörend und verderbend wirkt.

---

9. Das Samenkorn.

Im Kleinen groß! So stellt sich uns beim ersten Anblick das Samenkorn dar. Ein wenig Mehlstoff in enger Hülse,

eine Ameise trägt das Ganze davon! Allein welche Lebenskraft in so geringer Frucht! Zur rechten Zeit und am rechten Ort schießt sie in stattlichen, die Mannesgröße übertreffenden Halmen empor, in deren Aehren sie sich verhundertfältigt und nachdem sie Jahrhunderte neben der Mumie scheinbar todt gelegen, bewährt sie doch noch ihre Keimkraft und bietet Menschen und Vieh die gesundeste, nahrhafteste Speise. Ja, auf ihr ruht Gottes reicher Segen und während der Nährstand größtentheils mit Geschäften des Anbaus derselben hinbringt, ist es von jeher dem denkenden Menschen ein hoher Genuß gewesen ihre Beschaffenheit, ihr Wachsthum, ihre Gestaltungen, ihre Reife zu beobachen und ihren Einfluß auf das menschliche Leben und die menschliche Gesellschaft zu begreifen.

Die Griechen, welche, ehe sie philosophirten, ihre Ansichten von solchen Dingen in mythisch-religiösen Bildern aussprachen, verbanden die Geschichte des Samenkorns mit der der Göttin Demeter und Schiller hat in zwei Gedichten dargestellt, wie er glaubte, daß die Demetersage von den Epopten zu Eleusis mochte erklärt worden sein. Demeter, die ihre geraubte Tochter Persephone sucht, findet auf der Erde das Geschlecht der Menschen verwahrlost; ihr Kummer macht sie für fremdes Elend empfänglich; sie weist mit Unwillen die Schale Menschenblut, die man ihr opfern will, zurück, nimmt einem Jäger die Lanze aus der Hand, ritzt den Boden auf und säet das Samenkorn. Sofort tritt sie als erste Priesterin auf und auf ihr Gebet erscheinen die übrigen Götter mit ihren Gaben. Themis steckt den Grenzstein, Hephästos bildet Geräthe aus Thon und Erz zu Nutz und Zier. Athene und Poseidon bauen die Stadt, Apollo singt das erste Lied, Cybele schließt das Thor, Hera vereinigt das von Aphrodite zu dem Ende geschmückte Paar. Die bürgerliche Gesellschaft ist damit gegründet und wie sie auf dem Anbau des Samenkornes ruht, so ruht auf ihr alle Bildung und Gesittung des menschlichen Geschlechtes.

Je wahrer diese Vorstellung der Sache ist, um so wichtiger muß uns der Vergleich des Samenkorns mit dem Worte Gottes werden, deren sich Christus in dem Gleichnisse vom vierfachen Ackerfeld bedient. Wie mit dem Samenkorn nicht nur die beste Nahrung des Einzelnen, sondern auch der ganze menschliche Staat mit seinen Einrichtungen zur Pflege von Gesittung, Kunst und Wissenschaft und damit die Möglichkeit alles Fortschrittes gegeben ist, so ist auch mit dem göttlichen Wort

die wahre Seelennahrung des Einzelnen und zugleich der Grund zu dem Reiche Gottes gelegt, dessen Bürger zum seligen Leben erzogen werden. Wie beschämend für den Menschen wird nun das Gleichniß des Herrn. Die leibliche Wohlthat des Samenkorns und den Einfluß des Ackerbaus auf das Staatswohl erkennt man bereitwillig an, aber von dem vierfachen Ackerfeld nimmt nur eines das göttliche Wort in rechter Weise auf. Wie nothwendig ist daher der alte Nachtwächterruf:

Vierfach ist das Ackerfeld!
Mensch wie ist dein Herz bestellt?

Indeß die alte Mythe erzählt weiter von der Demeter und Schiller dolmetschet dieses in dem Gedichte: die Klage der Ceres. Demeter fand ihre Tochter nicht im Himmel noch auf Erden; dahin aber, wo sie war, an der Seite des Pluto, des Fürsten der Unterwelt, konnte sie nicht dringen. Da war es das Samenkorn, das die Trostlose einigermaßen beruhigte. In die Erde gesenkt strebte es mit seinen Wurzeln in die Unterwelt, mit seinem Keimen zum Licht, vermittelte somit das Reich des Todes und des Lebens und wurde eine Sprache für die Sehnsucht des Herzens. Diese Mythe ist nicht so deutlich, als die vorige; denn sie spricht von einer Wahrheit, die damals nur geahnet und gehofft wurde, die aber erst durch Christum als Wahrheit verbürgt worden ist. Es ist die Wahrheit, daß das Diesseits und Jenseits nur äußerlich getrennt, innerlich verbunden sind; daß die im Reich des Todes nicht ganz verloren sind für die im Leben Zurückgebliebenen; daß es eine beiden gemeinsame Sprache gibt. Auch die Bibel knüpft die Lehre vom Wiedersehn, Unsterblichkeit und Auferstehung des Leibes an die Aehnlichkeit, die der Mensch mit dem Samenkorn hat. Beide müssen in die Erde fallen und ersterben, aber beiden steht eine verklärende Erneuerung bevor.

Im Kleinen groß! So stellt sich uns bei näherer Betrachtung das Samenkorn dar. Möge diese Betrachtung uns ein Anlaß werden die Sprache der Natur immer genauer und gründlicher zu erforschen. Sie ist ein Mysterium, wie sie einst den Mysten zu Eleusis erschien; allein der Geist erforschet alle Dinge, die Frucht des Geistes aber ist die Liebe zu Gott und den Menschen.

10. Juturna.

Der laute Tag hat sich zu End' geneiget,
Die Wellen rauschen lauter an dem Felsen,
Da taucht Juturna auf aus feuchter Grotte
Und durch das Schilf des Ufers tönt ihr Klagen:
„So reiht sich Welle immerfort an Welle,
So Tag an Tag in unabläss'gem Wechsel;
Doch über kalt Gestein rinnt kalt der Bach
Und liebeleer fließt mir das Leben hin.
Mein Turnus, o mein Bruder, meine Liebe!
Mit dir im Tod zu sein wär' für mich Leben,
Und mein unsterblich Leben ist mir Pein.
O unergründlich räthselhaft Geschick,
Das mich zum ew'gen Leben hat verbannt!
Denn ferne von ihm sein ist mir ein Bann,
Und wie Tithonus fürcht' ich zu verkümmern,
Dem Jugendlust und Jugendmuth verließ.
Erhabne Ceres! was hat dich getröstet,
Als Hades dir das süße Kind entrückt?
War's daß du dich dem Menschen zugeneigt?
Das Saatkorn ihm gereicht aus deinem Füllhorn,
Und in den Kern gelegt des Wohlstands Keim?
Wohlan! mein Herz bedarf der Liebe Wärme:
So sei die Thräne, die ich wein' dem Bruder,
Dem Heil, der krank sich meiner Quelle naht.
Ja! der Geheilten Lobgesänge preisen
Wie die Juturna, so den Helden Turnus,
Und den der Orkus neidisch mir verschließt,
Er lebe fort und fort im Mund des Dankes!"

---

11. Ueber Phocion's Tod.

Nicht ohne Ursache legen Geschichtschreiber einen besondern Werth darauf die letzten Augenblicke namhafter Personen zu schildern; denn ein schöner Tod krönt entweder ein schönes

Leben oder macht auch ein ungeordnetes Leben vergessen nach dem Spruche: Ende gut, Alles gut. Die Kunst recht zu sterben setzt die Kunst recht zu leben voraus oder ersetzt sie. Darum verfehlt auch Plutarch in seinen Biographien nicht den Tod seiner Helden möglichst genau zu berichten. So den des Phocion.

Parteiwuth hatte ihn und seine Freunde verurtheilt. Er aber schritt als Verurtheilter mit demselben Gesicht durch die Menge, wie einst als Strateg. Man schilt ihn, man bespeit ihn. Er fragt einfach die Archonten: Wehrt keiner der Unart? Im Gefängniß jammert Thudippus über sein Geschick. Phocion spricht gelassen: Ist es dir nicht Beruhigung mit Phocion zu sterben. Zeugt dieß Alles von dem Bewußtsein des Mannes ein verdienstvolles Leben in Rechtschaffenheit und Pflichttreue geführt zu haben, so beweist eine weitere Aeußerung, daß er eine edle Philosophie zur Lebensführerin gewählt. Man fragte ihn, ob er an seinen Sohn Phokus etwas aufzutragen habe. Er antwortete: Allerdings, ich will daß er des Unrechts der Athener nicht gedenke. Wie innig er aber mit seinen Freunden stand, darüber belehrt sein Gespräch mit Nikokles, der ihn bat den Giftbecher vor ihm trinken zu dürfen. „Du bittest etwas schweres," sagt Phocion, „da ich dir aber im Leben nichts versagt habe, so sei auch das." Endlich zeigt sein letztes Wort, wie wenig die Schrecken des Todes im Stande waren, die Heiterkeit seines Gemüthes zu stören. „So ist nicht einmal der Tod umsonst," sprach er, als er den Giftbecher mit zwölf Drachmen bezahlen mußte.

Mit Recht bemerkt Plutarch, daß Phocion's Tod an den Tod erinnere, den früher Sokrates erlitten. Sokrates hatte es in seinem Gehorsam gegen den göttlichen Willen und das bürgerliche Gesetz verschmäht, sein Leben durch die Flucht zu retten. In ungestörter Heiterkeit und ohne Klage über Unrecht brachte er die letzten Stunden mit seinen Freunden in Gesprächen zu, die über Tod und Unsterblichkeit belehrten und darauf vorbereiteten. Und von den späteren Philosophen verdient besonders Seneka verglichen zu werden. Er hatte vom Kaiser Nero, seinem ehemaligen Zögling, den Befehl zu sterben erhalten und wollte sein Testament machen. Das wurde ihm verboten. „So lasse ich euch," sprach er zu seinen Freunden, „das einzige und beste zurück: das Beispiel meines Lebens." Und sein Weib

tröstete er und bat sie ihren Schmerz durch die Betrachtung seines tugendhaften Lebens zu mildern.

Es wird nützlich sein mit diesen Beispielen aus dem philosophischen Alterthume einige Beispiele aus der christlichen Zeit zusammenzustellen. Die Ueberzeugung des Sokrates von dem Eingehen in ein besseres Leben steigert sich bei dem Diacon Stephanus, als er gesteinigt wurde, zu einer begeisterten Anschauung der Herrlichkeit Gottes und des Heilandes; die Verzeihung, die Phocion für seine Feinde ausspricht, wird bei jenem ersten christlichen Märtyrer das heiße, auf das ewige Heil seiner Feinde hinzielende Gebet: „Herr behalte ihnen diese Sünde nicht!" Und so sehen wir auch den Johannes Huß in der Versammlung der Prälaten, die ihn zum Tode verdammt hatten, auf seine Knie fallen und beten: „Herr Jesu, vergib ihnen um deiner großen Barmherzigkeit willen!" Dann aber, als er an seinem zwei und vierzigsten Geburtstage am Pfahl des Scheiterhaufens stand und einen Bauern noch eifrig Holz herbeischleppen sah, rief er: „o du heilige Einfalt!" und offenbarte damit seinen über die Todesfurcht erhabenen und für die Seelen der Menschen bekümmerten Sinn.

Diese Beispiele ließen sich noch sehr vermehren, sie reichen aber hin zu zeigen, welche Kräfte Gott in die menschliche Seele gelegt hat, um der schlimmsten Leidenschaft, des Hasses, Herr werden und Verzeihung üben, um dem schlimmsten Feind der Menschen, dem Tod, mit Ruhe und Hoffnung entgegen gehn zu können; welche noch größere Kraft Gottes Geist in den Seelen der Menschen wirkt, um für Feinde beten und im Tode selbst die Süßigkeit des himmlischen Lebens bereits genießen zu können.

---

12. Zeus zu Herakles.

Nicht aus meinem Nektar hast du die Gottheit getrunken
Deine Götterkraft war's, die dir die Gottheit errang.
Schiller.

An dem Rhythmus des voranstehenden Distichons erkennt man eben nicht die „goldenen Zügel" die Schiller anderswo als dem Rhythmus eigenthümlich rühmt. Drei Trochäen vor

zwei unbequemen Dactylen — das gibt kaum einen leidlichen Hexameter und dieselben mißlichen Dactylen nebst einem Trochäus und Amphimacer im Pentameter beweisen, daß wir einen Dichter aus jener Zeit vor uns haben, welcher der Spottvers gilt:

In Jena und Weimar macht man Hexameter wieder;
Aber der Pentameter ist noch viel erschrecklicher.

Heutzutage, wo die Gesetze des Verses und die deutsche Metrik sorgfältiger beobachtet werden, wird man sich nur bei der Trefflichkeit des Inhalts über derlei Verse zufrieden geben. Sehen wir also den Gedanken der Zweizeile näher an.

Sie enthält die Anrede des Zeus an den Herakles, der vom Scheiterhaufen zum Olymp sich erhoben hat und damit in die Götterversammlung eintritt. Der Gott bezeichnet zwei Wege zu diesem Ziele. Entweder trinkt man den Trank der Unsterblichkeit, der nur ein Geschenk der Götter sein kann oder die eigene Götterkraft verhilft zur Gottheit. Dies Letztere wird an Herkules gerühmt und somit dieser Weg dem anderen vorgezogen. Und allerdings hat Schiller hiemit das Urtheil der achtbarsten Männer des Alterthums über diese Sache ausgesprochen, demgemäß die Götter oder das Glück kein wahrhaftes und wesentliches Gut zu verschenken hatten, was sich der Mensch nicht selbst verdienen könnte. Denn, sagt Sallust, es läßt sich nichts erhabeneres, nichts herrlicheres denken, als die menschliche Natur und der menschliche Geist hat für sich Macht und Stärke genug um des Glückes nicht zu bedürfen, das ihm seine Tugenden weder geben noch nehmen kann, und um den Menschen auf dem Pfade der Tugend aus der Sterblichkeit zu der Unsterblichkeit einzuführen, welche der Ruhm gibt. Er ist Herr über Alles und hat keinen Herrn.

Indeß kann man es einigermaßen beanstanden, daß Schiller dieses Urtheil gerade in den Mund des Zeus legt, als hätte sich dieser Gott zu den tugendstolzen Ansichten der Geschöpfe des Prometheus bekehrt, während die Mythe von Herkules doch das Gegentheil zeigt. Wenn diese den Heros einen Sohn des Zeus nennt, so hebt sie ihn ja damit über die gewöhnlichen Menschen und wenn sie ihn in der Wiege eine Schlange besiegen läßt, so beweist sie ja eben damit, daß er mehr als menschliche Kraft besaß. Wenn ferner erzählt wird, daß ihm die Götter Waffen schenkten, daß er sich bei dem

Orakel Raths erholte, so will doch das sagen, daß Herkules die Hülfe der Götter wenn nicht bedurfte, doch gebrauchte. Man wird einwenden, die Mythen werden gar verschieden erzählt und es stehe daher dem Dichter frei von diesen Dingen Umgang zu nehmen. Wohl! so machen wir als zweiten Einwand gegen dieses Distichon geltend, daß es mit manchen anderen Aussprüchen desselben Dichters nicht recht im Einklang steht. So nennt z. B. Schiller in dem Gedichte „das Glück" zwar den Mann groß, der sein eigner Bildner und Schöpfer durch die Gewalt der Tugend selbst die Parze bezwinge, den aber selig, welchen die gnädigen Götter vor der Geburt schon liebten und behauptet, daß alles Höchste, was dem Menschen zu Theil werde, frei von den Göttern herabkomme. Ein höheres aber kann von ihnen nicht kommen, als die Gemeinschaft mit ihnen selbst, die begreiflicher Weise auch nur von ihnen kommen kann. Denn die Gottheit im Widerspruch mit der Gottheit erwerben, das läßt sich nicht wohl denken.

Wäre nun Schiller seinen anderweitigen Ansichten auch in diesem Distichon treu geblieben, so würde er auch mit der geläuterten Ansicht der jetzigen Zeit in Uebereinstimmung stehen. Denn so achtbar jene Stimmen des Alterthums, denen hier Schiller folgt, auch für ihre Zeit sein mögen, sie setzen doch eine Ansicht der Dinge voraus, die von Gott und einer lebendigen und ewigen Verbindung mit Gott ganz absieht. Sagen wir also auch von Schiller, was Horaz von Homer:

Interdum bonus dormitat Homerus.

---

13. Brutus und Aruns.

„Wer wird einstens Rom beherrschen?" also fragten den Apollo
Drei Gesandte des Tarquinius, nicht dazu von ihm gesendet.
Wegen eines Schlangenzeichens für sein Haus in Furcht gesetzet
Schickte der mit reichen Gaben zwei der Söhne hin gen Delphi.
Und mit ihnen ging sein Neffe, der im hohlen Stock sein Gold trug,
Wie er unter'm Narrenkleide sein hochstrebend Herz versteckte.
„Wer zuerst die Mutter küsset, also schallt's aus Phöbus' Höhle,

Der wird Roma einst regieren" und was Keim war in drei Herzen
Schoß empor im mächt'gen Wuchse, angehaucht vom Göttersprüche.
Und als seine wahre Mutter küßte Brutus jetzt die Erde,
Auf den Boden hingebreitet, als wär's Zufall, was ihn stürzte;
Küßte brünstiger die Erde, als er je geküßt die Mutter.
Und die Prinzen schlossen von der Hoffnung aus den dritten Bruder,
Unter sich durch's Loos entscheidend, wer zuerst die Mutter küsse.
Und mit falschem Kuß umarmte, als er nun zurückgekehret,
Aruns seine Mutter, jene vatermörderische Tullia.
Und mit falschem Wort begrüßt er den verdrängten dritten Bruder,
Sextus, den der Vater wollte stets in seiner Nähe haben.
Doch voll wurde bald das Maß der Frevel des Tarquinierhauses.
Die empörten Bürger bannten aus der Stadt es, aus dem Reiche,
Und der Brutus als ihr Consul rühmt die Wahrheit des Apollo.
Rühme Consul nicht den Gott, der wahrhaft dir, wenn falsch den Andern!
Sieh! der Andre steht gerüstet deinen Raub dir abzunehmen.
Und ich sehe dich durchbohret sinken dort an Arsia's Walde,
Seh dich nochmals kalt umarmen deine kalte wahre Mutter!
Ist dir's Trost, daß auch des Gegners Brust durchbohrt von deinem Speere?

---

14. Die Eiche.

Da wir nicht in der bedenklichen Lage sind, wie Hektor, als er sich des Sprüchwortes bediente: *Οὐ μέν πως νῦν ἔστιν ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης Τῷ ὀαριζέμεναι* „Nicht ist's Zeit von der Eich' und vom Fels mit dem da zu kosen" — so ist es uns nicht unanständig wenn wir einmal wo nicht *ἀπὸ δρυὸς* so doch *περὶ δρυὸς* reden. Heißen doch die Eichen selbst vielzüngige (*πολύγλωσσοι*) — freilich zunächst nur die zu

Dodona einst Fragern aus allen Gegenden göttlichen Bescheid gaben; allein etwas haben sie doch alle von dieser Eigenschaft und gewissermaßen sprechen sie alle in vielen Zungen zu den Menschen. Die von More sprechen: wo ist ein Wald, der wie wir einen so würdigen Tempel der Natur darstelle, würdig, daß der Vater der Gläubigen den Namen des Herrn hier predige? Die von Olympia und die von der Tiber rühmen: welch Laub könnte besser die Stirne des Siegers schmücken, als das schöngezackte Blatt der dem Zeus geheiligten Eiche? Die in Germanien fragen: wo ist ein anderer Baum, der uns gliche, so festgewurzelt, so stammeskräftig, so erhaben, so umfänglich, so schönbelaubt? wo ein anderer, der dem Volke so theuer wäre? Er diente der Küche des alten Deutschen, er bildete den Gemeindeplatz und den Tempel. Eine neue Zeit hub für Deutschland an, als Winfried seine Axt in die geheiligte Eiche bei Geismar schlug; eine neue Zeit war für Deutschland angebrochen, als die Hanseaten auf ihren eichenen Kielen an die Thore von Lissabon und Kopenhagen klopften; eine neue Zeit als man Theodor Körner unter einer Eiche begrub; eine neue Zeit, als der Eichenkranz die Münzen des Zollvereins schmückte. Und wie sollte nicht ein Baum von Wichtigkeit in der Geschichte eines Volkes werden, der, wenn auch als stummer Zeuge, doch viele Jahrhunderte lang am Gang derselben Theil nimmt. Denn er wächst langsam, aber so kräftig, daß er bis an 1000 Jahre aushalten soll. Die Eiche zu Ophra, unter welcher der Engel des Herrn den Gideon berief, konnte noch das Gemüth Davids zum Vertrauen und zur Zuversicht in seinem Berufe erheben und die Eiche unter welcher Josua nach seinem letzten Landtage den Denkstein setzte, konnte die ganze Zeit der Richter hindurch das zum Abfall so geneigte Volk daran erinnern, daß es hier seinen Bund mit Gott erneuert habe.

Es kann auch nicht fehlen, daß ein so stattlicher Baum, der seine innere Kräftigkeit in einer Höhe oft von 180 Fuß in einer Dicke oft von 8 Fuß und in einem gewaltigen Umfang ausprägt, die Phantasie der Dichter vielfach beschäftigt hat. Und mit Recht. Ein Baum, der dem Sturme und der Windsbraut Stand hält und nur dem Blitze weicht, ist ein würdiger Gegenstand künstlerischer Darstellung. Wenn daher ein neuerer Dichter singt: Wenn Fels und Eichen splittern, wir werden nicht erzittern — so fühlt jeder, daß er das

Aeußerste menschlicher Festigkeit schildern will und wenn der Aelteste der Dichterzunft den Sturz des Hektor also malt: Wie entwurzelt die Eich' von Zeus Blitzstrahle hinsinket, Schwefelgeruch entqualmet dem Stamme und wer in der Nähe immer auch sei, ihn verlässet der Muth und grauet vor Zeus Blitz — so wählt er offenbar dasjenige Bild, welches zwei Helden in höchster menschlicher Kraft darstellt. Die Gleichstellung der Eiche mit den Heroen hindert jedoch den Idyllendichter nicht, die Eiche auch seinerseits für sein Stillleben passend zu finden, und Daphnis, Corydon und Thyrsis finden sich bei Virgil unter der rauschenden Steineiche mit ihren Heerden ein und üben hier ihre Wechselgesänge.

Für deutsches Wesen aber hat sie vor allen Theodor Körner in Anspruch genommen. Mit welchem Rechte man die Eiche vorzugsweise den deutschen Baum nennt, mag dahin gestellt bleiben. Wahr ist es allerdings, daß er in Deutschland besonders gut gedeiht, wahr ist es auch, daß sein Wachsthum oft mit der politischen Entwickelung Deutschlands einige Aehnlichkeit bietet, denn gern wächst, wie Deutschland in viele Staaten, so er in Aeste auseinander, die es zweifelhaft machen, wo sich der Stamm fortsetze, und wahr mag es auch sein, daß einst Deutschlands Eichen und Männer sich ähnlich waren; aber nicht minder wahr ist die Klage des Dichters: O deutsches Volk, du herrlichstes von allen, Deine Eichen stehn, du bist gefallen! Ob der Dichter auch den Trost für diesen Fall gekannt hat, geht aus seinem Gedichte nicht hervor. Er steht in einem Verse des Jesaias: Der Tag des Herrn wird gehen über alle Hoffärtigen, über alle hohen und erhabenen Cedern auf dem Libanon und über alle Eichen in Basan. Ist nun in diesem Verse die Eiche ein Bild menschlicher Ueberhebung, so ist der Tag des Herrn freilich zunächst ein Tag des Gerichts, in welchem fallen muß, was nicht zu stehen verdient; er wird aber ein Tag des Aufrichtens und was der Herr aufrichtet, das wird bleiben.

---

15. Ueber die Verschwiegenheit der Perser

findet sich folgende Stelle im Curtius (VI, 25): „Wohin Darius sich zurückgezogen, das konnte Alexander trotz aller Nachforschungen nicht ausfindig machen. Eine Sitte der Perser, die Geheimnisse ihrer Könige mit merkwürdiger Treue zu bewahren, stand ihm im Weg. Nicht Furcht, nicht Hoffnung entlockt ihnen ein verrätherisches Wort. Die alte Zucht ihrer Könige hatte Schweigen bei Todesstrafe zur heiligen Pflicht gemacht. Ein Vergehn mit der Zunge wird schwerer gestraft als irgend ein anderes und derjenige gilt für untüchtig zu wichtigen Geschäften, dem es schwer fällt zu schweigen, was ja die Natur dem Menschen so leicht gemacht habe."

Beim ersten Anblick dieser Stelle fällt auf, daß die Perser die schwerste Strafe auf die Verletzung einer Pflicht setzen, deren Uebung nach ihrer Meinung die allerleichteste wäre. Es muß also entweder der arge Frevel oder die arge Gefahr, welche in der Verletzung dieser Pflicht liegen oder die Häufigkeit der Verletzung zu so strenger Bestrafung geführt haben. Wer aber einen argen Frevel begeht, sollte es dem wohl leicht gewesen sein, ihn nicht zu begehen? wer ein arges Unheil über andere herbeizieht, sollte es dem eine Kleinigkeit gewesen sein, dies zu vermeiden? Und wenn ein Vergehen so häufig ist, sollte die Natur es dem Menschen so nahe gelegt haben, dasselbe zu unterlassen? Man sieht: unter Natur ist hier lediglich die leibliche Beschaffenheit gemeint, die es dem Menschen allerdings leicht macht zu schweigen.

Allein auf gleiche Weise könnte man auch sagen; es sei dem Mörder viel leichter nicht zu tödten, dem Diebe viel leichter nicht zu stehlen als diese verbrecherischen Handlungen zu begehen, während im Gegentheil die Erfahrung lehrt, daß eine geheime, schwer zu bekämpfende Gewalt dem Verbrechen die Hand führt.

Auch die Zunge ist ein Werkzeug derselben. Darum nahm Pythagoras dieses Glied in besondere Zucht und übte fünf Jahre lang seine Schüler im Schweigen. Darum war Verschwiegenheit ein Gegenstand der Zucht, welche die persischen Könige in ihrem Volke einführten. Man sah die Verschwiegenheit offenbar als eine Probe der Selbstbeherrschung an, welche nur durch lange und viele Uebung gewonnen werden

könnte. Man ahnte was später der Apostel aussprach: *τὴν γλῶσσαν οὐδεὶς δύναται ἀνθρώπων δαμάσαι,* — die Zunge kann kein Mensch zähmen — und schloß also ganz richtig, daß die Tüchtigkeit zu wichtigen Geschäften sich auch nach dem Grade der Verschwiegenheit ermessen lasse. Sah man doch, daß weder die Lächerlichkeit, welche der Schwatzhaftigkeit anklebt, wie sie in der Geschichte vom Barbier des Midas an den Pranger gestellt ist und welcher man die eine Hälfte der Menschheit zu zeihen pflegt, noch die Schädlichkeit derselben davon zurückhalte. Wie oft mag, wie bei Curius in der catilinarischen Verschwörung, das Schwatzen den Schwätzer selbst geschlagen haben ohne doch Nachfolge zu verhindern. Diogenes versicherte: Schweigen habe ihn niemals gereut; diejenigen aber, die dies Wort belehrt hat, dürften mit seiner Laterne zu suchen sein.

Um so merkwürdiger erscheinen die Perser, die mit solcher Treue die von ihrem Könige gebotene Verschwiegenheit beobachteten. Es ist dieß ein Zug, der mitten im Zusammenstürzen ihres Reiches, wo alle Schäden ihres Gemeinwesens und alle Verdorbenheit der Einzelnen zu Tage kam, uns einigermaßen mit ihnen versöhnt und ihnen selbst eine Bürgschaft geben konnte, daß sie noch nicht einem gänzlichen Untergange anheimgegeben seien. Möge ihr Beispiel uns nicht umsonst vorgestellt sein! und wenn wir auch nicht berufen sein sollten unsere Verschwiegenheit als Staatsbürger oder Staatsmänner zu erproben, so spricht doch zu jedem das deutsche Sprichwort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, und ein jeder ist berufen auf das biblische Wort zu achten: *ὅτι πᾶν ῥῆμα ἀργόν ὅ ἐὰν λαλήσωσιν οἱ ἄνθρωποι ἀποδώσουσι περὶ αὐτοῦ λόγον ἐν ἡμέρᾳ κρίσεως.* Matth. 12, 36.

---

16. Gute Bäume tragen zeitig.

Man sagt wohl: vox populi vox dei, und hat schon viel Mißbrauch mit diesem Worte getrieben. Es hat aber auch seine Wahrheit, und wenn wir Sprüchwörter als eine vox populi annehmen müssen, so haben wir gleich ein Zeugniß für diese Wahrheit; denn ein Sprüchwort ein wahr Wort.

So auch unseres. Es beruft sich auf eine Thatsache in der Natur: gute Bäume tragen zeitig — und macht damit eine Anwendung auf den Menschen: gutgeartete Menschen bewähren sich schon frühzeitig als solche, ihre schönen Eigenschaften kommen frühzeitig Andern zu gute, sowie umgekehrt schlimmgeartete frühzeitig durch schrankenloses, ungeordnetes Wesen ihre Umgebung stören, ärgern und verwunden oder so wie nach dem Sprüchworte sich frühzeitig spitzt, was ein Dorn werden will. Der Vergleich eines Menschen mit einem Baume, auf dem unser Sprüchwort beruht, ist eine sehr geläufige Metapher. Beide sind von Haus aus Wildlinge und müssen veredelt werden; beide bedürfen vieler Pflege; beide wachsen allmählig zu ihrer vollen Ausbildung heran; beide haben vielerlei Anfechtungen; beide kommen auf sehr verschiedenen Boden zu stehen; beide bringen sehr verschiedene Früchte; beide haben unter sich gute und schlechte, fruchtbare und unfruchtbare.

Wenn nun ein biblisches Wort behauptet, daß ein guter Baum nur gute Früchte trägt, ein guter Mensch nur Gutes denkt, sagt und thut, so ist unser Sprüchwort eine Erweiterung des Bibelwortes, es behauptet, daß er nicht nur lediglich gute Früchte, daß er sie auch bald bringe. So heißt es von dem zwölfjährigen Jesus: er war seinen Aeltern unterthan und nahm zu, wie an Alter so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen — eine Schilderung, die uns zugleich angibt, worin die Früchte jugendlicher Tüchtigkeit bestehen, nämlich in dem freudigen Gehorsam gegen göttliche und menschliche Gesetze. Und wenn in dem Musterbilde des menschlichen Geschlechtes diejenigen Eigenschaften hervorgehoben sind, welche Allen zukommen sollen, so ist der Knabe Alexander ein Beispiel, wie auch diejenige Tüchtigkeit, die für gewisse Lebenskreise befähigt, sich frühzeitig offenbart. Er spricht mit den persischen Gesandten über Land und Leute, Mittel und Wege; er zähmt das wilde Roß Bucephalus, was den Bereitern seines Vaters nicht gelungen war; er verschmäht die Genüsse des Körpers und die Ehren, die er mit Sophisten und Klopffechtern theilen müßte und versteht in seinem sechszehnten Jahre der Stellvertreter seines Vaters zu sein. Natürlich! Tugend und Tüchtigkeit sind von Gott gegebene Lebenskräfte, wie sollten sie irgendwo ihr Dasein verleugnen? und was sollte sie hindern auch in jungen Naturen zu wirken, wenn der Wille des jungen Menschen sich ihrem Antriebe hingibt?

Möchte auch in uns so früh und so stark das Gefühl unseres Berufes als Bürger unseres Vaterlandes und als Bürger des Himmelreiches leben, wie in den beiden genannten Beispielen.

---

17. Ueber eine Stelle aus Plutarchs Cäsar. C. XI.

Auf seiner Reise über die Alpen kam Cäsar an einem Flecken vorbei, der von ganz wenigen Leutlein bewohnt ein armseliges Ansehn hatte und den Spott der Begleiter Cäsars herausforderte, die mit Lachen fragten: „Gibt es denn auch hier einen Ehrgeiz, der nach Aemtern trachtet, einen Wettstreit um den Vorrang, einen Neid der Gewaltigen gegen einander?" Aber Cäsar faßte die Sache ernsthaft und antwortete: „Ich wenigstens möchte lieber hier der Erste als in Rom der Zweite sein." So Plutarch.

Es ist, wenn man dies oberflächlich liest, nicht sofort klar, wie die Antwort sich zur Frage verhalte. Entsprechender könnte scheinen, wenn gesagt worden wäre: „Nein! in diese stillen Thäler des einsamen Gebirges dringen die Leidenschaften der Weltstadt nicht." — dann hätten wir die Antwort eines Empfindsamen — oder wenn gesagt worden wäre: „Ja! wo Menschen wohnen, da sind die Leidenschaften einheimisch" — dann hätten wir die Antwort eines Menschenkenners — jede von beiden aber würde wohl zur Frage passen. Allein Cäsar wird durch die Frage zu einem Geständniß über sich angeregt: Wie hoch ihr auch Eure curulischen Stühle und purpurstreifigen Togen setzen möget — das ist ungefähr der Sinn seiner Worte — wie sehr ihr auch über den Bürgermeister und Feldschütz dieses Ortes spotten möget; dennoch ziehe ich vor, hier der Erste als dort der Zweite zu sein. Denn alle Ehre ist eitel außer einer, der Höchste zu sein, und Cäsar kann Niemanden über sich ertragen. Ich würde auch den Posten, der Euch so lächerlich erscheint, adeln und keine Vergleichung mit denen scheuen, die Euch im Zenithe der Macht und Ehre zu stehen scheinen.

Wie vortheilhaft unterscheidet diese Rede den Cäsar von seinen Begleitern! Bei diesen der oberflächliche Scherz schlecht

begründeten Uebermuths, bei ihm das sein ganzes Leben bestimmende und erfüllende Bewußtsein von der Natur zur Erreichung des Höchsten ausgerüstet zu sein und, wo es auch sei, eine Stellung finden zu müssen, in welcher er, erhaben über die Andern seine Ueberlegenheit offenbaren könne.

Allerdings ist es ein ehrgeiziges Herz, das also denkt und das bei der Betrachtung der Thaten des jungen Alexanders weinte, und der Ehrgeiz ist eine schlimme Leidenschaft. Allein es schlug dieses Herz zu einer Zeit, wo die Pflichten des Menschen nicht nach dem Maßstabe des göttlichen Wortes, sondern nach dem Maßstabe der natürlichen Befähigung gemessen wurde, nach copia, virtus, ingenium und fortuna; und eben der reiche Besitz dieser Dinge ist es, der den Cäsar rechtfertigt. Es ist jetzt anders. Seitdem einmal gesagt worden ist „wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht!" kann selbst die arme, selbstvergessene Magd Porphyrite in Tabenna es sein, die dem Denker Pyoterius als diejenige gezeigt wird, welche Gott mit seiner Krone gekrönt hat, welche die höchste Ehre der Menschheit, die der Kindschaft Gottes genießt. Seitdem müssen alle Kämpfe des wahren Ehrgeizes darin bestehen, sich am besten in den Dienst der Brüder zu schicken.

---

18. Ueber das dritte Buch der Aeneide.

Die sechs ersten Bücher der Aeneide enthalten, der homerischen Odyssee entsprechend, die Fahrten des Trojanerfürsten; das dritte jene von Troja bis Carthago. Jedes der fünf andern hebt ein einzelnes Abenteuer besonders hervor. Das erste den Sturm, wodurch Aeneas nach Carthago verschlagen wird; das zweite die Zerstörung Trojas; das vierte die Liebe der Dido; das fünfte die Leichenfeier des Anchises; das sechste die Fahrt in die Unterwelt. Das dritte Buch zeichnet keine Begebenheit vor der andern aus, sondern enthält, alle gleichmäßig umfassend, einen Reisebericht. Man kann es in zwei Hälften theilen, in die Fahrt von Antandros bis Kreta oder das Suchen nach einer neuen Heimath, und in die Fahrt von

Kreta nach Carthago oder das Aufsuchen des gelobten Landes. Die erste Hälfte enthält als Unterabtheilungen 1) die Abenteuer in Thracien 2) die in Delos 3) die in Kreta; die zweite Hälfte umfaßt 1) den Kampf mit den Harpyen 2) den Besuch bei Helenus und Andromache 3) die Rettung des Achämenides. Das Ganze schließt mit dem Tod des Anchises. Begrüßen durfte er Italien, aber seine Gebeine sollten in fremder Erde ruhen, und sein Hingang war der Gipfelpunkt der Leiden des frommen Sohnes.

So zahlreich und mannichfaltig nun auch die Ereignisse dieser Reise sind, so zieht sich doch durch alle, wie ein rother Faden, die höhere Leitung der Götter, die, indem sie sich der fahrenden Ueberreste Trojas annehmen, ihre Sorge für die Schicksale des ganzen Menschengeschlechtes bethätigen, denn Aeneas soll zu der weltherrschenden Roma den Grund legen. Die Götter bedienen sich um ihren Willen zu offenbaren der Stimme des in eine Staude gebannten Polydor, des delischen Dreifußes, der Traumbilder, die Aeneas in Kreta sieht, des feindlichen Mundes der Celäno und des freundlichen des Helenus, und sie finden bei Aeneas ein achtsames und gehorsames Herz für ihre Andeutungen.

Das dritte Buch hat viele Hemistichien, ein Beweis, daß der Dichter noch viel daran zu feilen gedachte. Gleichwohl ist es auch so reich an gelungenen Stellen. Hat aber der deutsche Dichter Recht, welcher den Virgil als „ersten Dichter der verklärten Liebe“ charakterisirt, so werden diejenigen Stellen vor Allen hervorzuheben sein, worin sich das liebevolle Herz des mantuanischen Schwanes kund gibt. Ich meine den Abschied von Helenus und den Nachruf an Anchises:

Nach so viel Stürmen auf dem öden Meer
Verlor ich dich, den Trost in meinen Leiden.
Das Ziel so vieler Mühn sahst du nicht mehr,
Umsonst ertrugst du unsre Fährlichkeiten.
Viel Leid sang Helenus als Priester hehr,
Celäno sang von Noth auf allen Seiten:
Doch all ihr Unglück kann ein Mann ertragen,
Um dich mein Vater muß ich immer klagen.

19. Wie Papirius Dictator und wie Heinrich I. König wurde.

Livius IX. 38 führt uns in das Feldlager des Consuls Fabius in Etrurien. Gesandte des Senats sind angekommen, Consularen, denn ihr Geschäft ist von Wichtigkeit: ein Dictator soll von dem Consul ernannt werden, denn sehr schlimme Nachrichten von verlornen Schlachten und getödteten Feldherrn waren aus Samnium nach Rom gelangt. Die Gesandten stehen vor dem Consul und bieten alle ihre Beredsamkeit auf ihn zur Wahl des Papirius zu bestimmen. Aber Papirius ist ja der nämliche, der einst diesem Fabius als seinem Reiterobristen an's Leben wollte, weil er wenn auch siegreich doch wider des Dictators Befehl gegen die Samniten gefochten hatte, und Fabius konnte jene grimmige Verfolgung nie vergessen. Auch jetzt steht er ohne zu reden, ohne aufzuschauen vor den Gesandten und entfernt sich eben so stumm. Nachts aber in tiefer Stille wählt er den Papirius. Die Gesandten dankten ihm mit lobender Anerkennung seiner Selbstüberwindung; er aber beharrte in seinem düstern Schweigen und verrieth dadurch, wie groß sein Schmerz und wie groß die Gewalt, mit welcher er ihn niederkämpfte.

Versetzen wir uns zwölf Jahrhunderte später an das Sterbebette des deutschen Königs Konrad. Sieben Jahre lang hat er redlich und angestrengt gegen die Feinde von außen und gegen die Ungehorsamen im Innern gekämpft. Jetzt liegt er gebrochen da; seine letzte Sorge ist die um sein Volk und seine Hoffnung setzt er auf den Mann, der ihm bisher am meisten zu schaffen gemacht, der seiner königlichen Macht eine unheilbare Wunde geschlagen hatte, auf den Sachsenherzog Heinrich und zu seinem Bruder, dem natürlichen Erben seiner Würde, spricht er: Bring, mein Eberhard, die Krone unserm Gegner, der sie am besten zu schützen wissen wird. Und Eberhard that, wie der sterbende Bruder sagte.

Es ist ein schöner Fortschritt des Menschengeschlechtes, der sich bei Vergleichung dieser beiden Begebenheiten ergibt. Jeder von beiden Männern überwindet sich selbst; allein von dem Römer wird die Selbstüberwindung verlangt, der Deutsche übt sie ohne äußern Anlaß nur auf Eingebung seines großmüthigen Herzens. Der Römer wird dazu überredet; der

Deutsche überredet auch andere dazu. Der Römer setzt seinen Gegner in ein Amt ein von wenigen Tagen oder Wochen, in ein Amt, das er möglicher Weise auch selbst noch bekleiden konnte; der Deutsche überträgt seinem Gegnern eine Würde, die er seiner Familie entzieht — und diese zählte Karl den Großen unter ihre Ahnen — die er seinem Volksstamme entzieht — und dieser war seit Jahrhunderten gewohnt an der Spitze der deutschen Stämme zu stehen. Dem Römer fällt die Selbstüberwindung ungemein schwer; dem Deutschen versüßt sie die Sterbestunde. Der Römer überwindet sich nur so weit, als es der Dienst des Vaterlandes erfordert, sein persönliches Verhältniß zu seinem Gegner wird nicht verändert; der Deutsche hat vergeben und vergessen und stirbt versöhnt.

Bemerken wir aber wohl, daß Konrad nicht als Deutscher über den Römer steht, auch nicht als Sohn einer spätern Zeit über dem Kinde des Alterthums, sondern daß es das Christenthum ist, dessen heiligende Kraft in dem edlen König sich offenbart.

---

20. Porträt des Sertorius.

Sertorius hatte von der Natur ein großes Maß körperlicher und geistiger Kräfte erhalten und dazu ein warmes Herz. Dieses offenbarte sich zuerst in der großen Liebe des verwaisten Knaben zu seiner Mutter, eine Liebe, welche nicht durch die Entfernung geschwächt wurde. Aber bald zog in dieses warmblütige Herz die höchste Liebe ein, die zu jener Zeit und in jenem Volke möglich war, die Liebe zu Volk und Vaterland. Und Sertorius Jugend fiel in eine Zeit, welche dieser Liebe ungemein günstig war. Ein neuer unerhörter Feind war gegen Rom aufgetreten; der Bestand des Reiches stand auf dem Spiele; die ungewöhnliche Gefahr vereinigte alle, Gute und Schlechte, Democraten und Aristocraten, Reiche und Arme zu einem Streben, zu einem Entschluß, das Vaterland, das Reich zu retten. Da sehen wir auch den Sertorius freudig die Erstlinge seines militärischen Talentes, mit Aufopferung die Erstlinge seiner heroischen Tapferkeit auf dem Altare des Va=

terlandes niederlegen. Noch einmal war es ihm in Spanien gegönnt gegen auswärtige Feinde Proben seiner Tüchtigkeit abzulegen. Aber diese glückliche Zeit sollte nur kurz dauern und nie wiederkehren. Bürgerkriege, überall und zu allen Zeiten erschütternd, waren es noch unendlich mehr in der alten Welt, insofern das Höchste und Heiligste, was der Mensch der alten Welt kannte, der Staat und das Leben für den Staat dadurch zwiespältig zerriß. Sertorius feuriger Geist ergriff in den Bürgerkriegen seiner Zeit Partei, ja er wurde Parteiführer. Hiermit eröffnete sich ihm allerdings eine Laufbahn, die seine Feldherrngaben, seine Klugheit, seine Vorsicht, seinen erfinderischen Geist, seinen kühnen Muth, seine persönliche Tapferkeit, seine Geschicklichkeit, die Menschen zu gewinnen, an sich zu fesseln und für seine Zwecke zu gebrauchen, in ein glänzendes Licht stellte; allein die Einheit und der Friede seiner Seele war mit der Einheit und dem Frieden der Republik dahin.

Eben hierin nun zeigt sich die edle Natur des Mannes. Andern gereichte der Zwiespalt des Staatslebens zur Versuchung die düstere, diabolische Seite ihres Wesens hervorzukehren und wir sehen einen Sulla und Catilina, einen Marius und Cinna sich in colossalen Lastern und Unthaten ergehen. Den Sertorius aber veranlaßte das Mißgeschick des Vaterlandes die Tugenden seines Gemüthes zu offenbaren. Gewissenhaft im Worthalten, treu gegen Feinde, mild gegen Besiegte, voll eifernder Gerechtigkeit gegen Uebelthäter, freigebig im Belohnen, mäßig in Genüssen, keusch in Wort und That steht er 8 Jahre lang da, den Seinen ein Gegenstand der Liebe und Verehrung, den Gegnern ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens. Doch in allen seinen Kämpfen gegen Rom ist und bleibt die Liebe zum Vaterland der Kern seines Wesens. Wenn er nach dem stillen Frieden der seligen Inseln begehrt, was sagt er damit anders, als daß ihm der Zwiespalt mit seinem Vaterlande unerträglich ist? Wenn er der letzte und unbekannteste unter den Bürgern Roms lieber sein will als ein gefeierter Imperator an der Spitze der Fremden, was sagt er damit anders, als daß ihm das Vaterland das theuerste Gut der Welt ist? Aber der ungebeugte Stolz seines Gemüthes verschmähte es auch dies höchste Gut als Gnadengeschenk aus verhaßten Händen hinzunehmen.

21. Der Lehrjunge des Sulla.

Es war im Jahr 77, ein Jahr nach Sullas Tod, sechs Jahre nach der Flucht des Sextorius vor Sulla, als der Consul Pompejus in Spanien gegen Sertorius auftrat. Fufidius, Domitius, Lusius, Manilius, den Plutarch Lollius nennt, und Aquinius hatten bereits gegen den kühnen und klugen Führer der Iberier den Kürzern gezogen; der erfahrene Krieger Metellus Pius war ohnmächtig ihm gegenüber; da wurde Pompejus berufen, den Krieg beizulegen. Sein Ruf als Feldherr war bereits begründet, wiewohl er erst 29 Jahre zählte; Sulla hatte ihn den Großen genannt und ihm einen Triumph gestattet; Niemand war da, der ihm den Namen des größten Feldherrn jener Zeit streitig machen konnte als Sertorius, gegen den er eben geschickt wurde. Mit Spannung sah die Welt auf das erste Zusammentreffen beider Männer, der Kriegsruhm beider und die ganze Sache des Einen stand auf dem Spiel. Das Glück aber, das dem Pompejus seit seinem ersten öffentlichen Auftreten gelächelt hatte, schien ihm auch in Spanien die Sache leicht zu machen. Viele Städte wurden durch den Ruhm seines Namens bewogen sofort von Sertorius zu ihm abzufallen und Sertorius selbst schien ihm in die Falle zu gehen. Denn als dieser die Stadt Lauron, belagerte, umstellte ihn Pompejus so, daß er voll Zuversicht den Lauroniten sagen ließ, sie möchten ganz ruhig auf ihren Mauern zusehen, wie Sertorius gefangen werde. Allein Sertorius, der dies erfuhr, entwickelte die Vortheile seiner Stellung; denn er hatte noch eine bedeutende Truppenabtheilung im Hinterhalt, die jetzt den Pompejus zum Rückzug nöthigte, worauf Lauron erobert und niedergebrannt wurde, ohne daß es Pompejus im mindesten zu hindern vermochte, so nahe er auch dabei stand.

Pompejus hatte den Beinamen des Großen erst gebraucht, als er nach Spanien ging; aber seine erste Unternehmung in diesem Lande machte zweifelhaft, ob er ihn verdiene; die Schlappe bei Lauron unterbrach die Reihe seiner stets vom Glück begünstigten Unternehmungen; er hatte einen an Feldherrngaben überlegenen Gegner gefunden; die zwei größten Feldherrn ihrer Zeit waren gewogen und die Waagschale des Pompejus zu leicht befunden worden.

Der Triumph über diesen Erfolg sprach sich in der Rede aus, die Sertorius führte, als ihm die eitle Zuversicht des Pompejus gemeldet wurde. „Ich will, sprach er, dem Lehrjungen des Sulla beweisen, daß ein Feldherr im Rücken eben so Augen haben müsse wie an der Stirne.“ Er nannte den einen Lehrjungen, der 23 Jahre alt den Brutus und Carbo geschlagen und den Titel Imperator verdient hatte; der im Jahre 82 den Perperna vertrieben und den Carbo getödtet; der im Jahre 81 den Domitius in Afrika überwunden und endlich die Erhebung des Lepidus an der mulvischen Brücke unterdrückt. Er nannte den einen Lehrjungen des Sulla, der seine Selbständigkeit von diesem Meister damals bewiesen hatte, als Sulla ihm den Triumph verweigerte, worauf ihm Pompejus zu bedenken gab, daß die aufgehende Sonne weit mehr Anbeter habe als die sinkende. Gewiß ein solcher Mann war kein Lehrjunge mehr. Allein Sertorius wollte dem Mißgeschick des Pompejus auch den Stempel der Verachtung aufdrücken und er mag seinen Zweck einigermaßen bei seinen Soldaten und Iberiern erreicht haben, insofern diese fortan mit größerer Zuversicht gegen den bisher so gefürchteten Pompejus kämpften. Allein er bewies doch nur die Wahrheit jenes Verses:

Luxuriant animi rebus plerumque secundis
Mit des Glückes Schein
Zieht der Hochmuth ein.

und vergaß die Lehre jenes andern:

Nec parva accessio magnae
Fortnnae est tenuisse modum!
Das rechte Maß und Ziel sei dir
Des Glückes allerschönste Zier.

Er hätte daran denken sollen, daß schon im Jahre 83 als der 23jährige Pompejus auf eigene Faust in der picenischen Mark 3 Legionen für Sulla sammelte, der verächtliche Ausdruck des Vindius, der den Pompejus einen Schulbuben voll großer Redensarten nannte, zu einem schlimmen Ende führte, denn die Pompejaner brachten den Vindius um. Er hätte bedenken sollen, daß das Favete linguis! (Kein schlimmes Wort!) nicht blos ein sinniger Opfergebrauch, daß es eine weise Lebensregel war; er hätte bedenken sollen, daß er ohne jenen Uebermuth der Junge als Sieger mehr verdientes Lob als Besiegter weniger verdienten Vorwurf würde geärntet haben.

22. Der blühende Apfelbaum.

Eine Betrachtung.

Herrliche Verwandlung, die ich an dem Apfelbaume wahrnehme, der in seiner Blüthe vor mir steht! Das kahle Reis, das noch vor wenig Tagen nur an die Oede des Winters erinnerte, ist jetzt mit Blüthen und Knospen geschmückt, deren Farbe und Geruch meinen Sinnen den süßesten Genuß bereiten. Der Baum, der vor Kurzem so einsam dastand, ist jetzt der Mittelpunkt eines regen Lebens geworden; durch seine Zweige hüpfen die Vögel, um seine Blüthen schwärmen die Bienen; an seinen Wurzeln arbeiten die Ameisen und der Mensch steht und staunet über das viele 1000 Jahre alte und doch stets neue Wunder des Frühlings, der das Erstarrte wieder zu neuem Leben ruft, so wie über das Wunder der Natur, die aus dem unscheinbaren Kerne den Baum in seiner stolzen Pracht hat erwachsen lassen und die aus diesen Blüthen gar bald jene Früchte bilden wird, die uns so lieblich anzusehn und so gut zu essen scheinen. Denn wie ich aus einer rein und gewissenhaft zugebrachten Jugendzeit auf einen Mann schließe, der dem Vaterlande und der Kirche die ersprieslichsten Dienste leisten kann: so erlaubt uns diese gesunde Blüthe eine reiche Aernte von jener Frucht zu hoffen, die zu den übrigen Eigenschaften des Apfelbaums hinzugezählt den Meister Oken vermochte, diesen Baum die Krone aller Pflanzen zu nennen. Und gewiß hat Oken nur wissenschaftlich nachgewiesen, was längst im Bewußtsein der Menschen lebte. Drückt nicht schon die griechische Mythe das Köstlichste, was die Erde bieten kann unter dem Bilde eines Apfels aus? Goldene Aepfel wuchsen im Garten der Hesperiden: Eurystheus lüstete darnach und Herakles mußte sie holen; Aepfel waren es, die Hippomenes der Atalanta in den Weg warf und die den Stolz der Heroine bezwangen; ein Apfel war es der drei Göttinnen reizte und die Stämme der Hellenen gegen Asien aufbrachte. So blühe denn, edler Baum! Kein Frost, kein Mehlthau, kein Schauer, kein Wurm soll dich feindselig angreifen, daß du im Herbste fruchtlos dastündest wie ein Mensch, dessen Jugend durch Spiel, Trunkenheit, böse Lust, Trägheit und Leichtsinn verdorben wurde; reiche uns im Herbste deine süßen Früchte du „Wirth Wundermild“ und wie dort beim Virgil, wo es heißt:

Malo me Galatea petit lasciva puella
Aepfel wirft Galatea nach mir das neckische Mädchen

so mögen wir sie unter Frohsinn und Heiterkeit ärnten. Reiche uns deine schönen Gaben — wir wollen daran denken, woran die Geschichte des ersten Apfels und des ersten Menschen mahnt, daß das Köstlichste, was die Erde bietet, dem von Gott abgewendeten Sinne zum Verderben gereicht.

---

23. Patria est ubicunque est bene

oder

ubi bene ibi patria.

Teucer, Telamons Sohn, kehrte, als der trojanische Krieg beendet war, nach seiner Heimathinsel Salamis zurück, wurde aber von seinem Vater abgewiesen, weil er den Tod seines Bruders Ajas nicht gerächt, dessen Sohn Eurysaces und dessen Ehrenbeute Tecmessa nicht mitgebracht hätte. Er mußte das Weite suchen und gründete nachmals Salamis auf Cypern. Diese Begebenheit machte Pacuvius aus Brundusium, der Schwestersohn des Dichters Ennius, um die Zeit des zweiten punischen Krieges zur Fabel einer Tragödie und gab dem Helden derselben jene Worte in den Mund, die in einem deutschen Sechsfüßler etwa so lauten:

Freunde! wo wohl es uns geht, dort grüßet das Land als die Heimath.

Ob diese Uebersetzung ganz richtig sei, steht auch deßwegen in Frage, weil das Wort patria sich sowohl mit Vaterland als mit Heimathland wiedergeben läßt. Ist das letztere gemeint, so ist die Rede von jenem Lande, wo die Heimath liegt, d. h. der Ort, wo wir im väterlichen Hause in den engsten Beziehungen zu Nachbarn, Freunden und Verwandten unsre Jugend verlebten. Ist das Vaterland gemeint, so handelt sich's von jenem Lande, welches den Vätern eines durch Sprache, Charakter und Schicksale verbundenen Stammes gehörte, der sich hier, seine Sitte und seine Satzungen entwickelnd ein eigenes Staatswesen gründete. Das Vaterland umschließt

die Bürger, das Heimathland die Einwohner; das Vaterland beruht auf der Verbindung durch den Staat, das Heimathland auf dem Beisammenleben der Familie, der Nachbarn und Freunde. Man sieht: beide haben eine rein menschliche, sittliche Grundlage und bei Beurtheilung des sittlichen Werthes der Rede Teucers ist es daher, wenn auch nicht einerlei, doch von keinem wesentlichen Belang, ob man Vaterland oder Heimathland übersetzt.

Allein beide, sowohl das Verhältniß zu den durch bürgerliche und staatliche Einrichtungen, als auch das Verhältniß zu den durch nachbarliches Zusammenleben und persönliche Beziehungen Verbundenen, beide Verhältnisse können gar leicht zu Mißverhältnissen werden, weil sie von Menschen unterhalten werden müssen, die menschliche Natur aber eine verderbte ist. So geschieht es oft, daß anstatt Liebe und Dankbarkeit, auf welchen Grundlagen das Privatleben der Heimath gebaut sein sollte, Gleichgültigkeit, Verachtung, Zwietracht, Haß und Hohn; daß anstatt der Gerechtigkeit und des Vertrauens, auf welchen Grundlagen das Staatsgebäude aufgerichtet sein sollte, Bedrückung, Ungehorsam, Verfolgung, Meuterei, Bürgerkrieg herrscht. So kommt es denn, daß Viele Heimath und Vaterland oft gerne aufgeben und vertauschen, ohne daß man billigerweise einen Tadel dagegen aussprechen könnte. In einer solchen Lage mag Teucer gewesen sein und in seinem Munde mögen sich die Worte der Ueberschrift wohl rechtfertigen lassen.

Es gibt aber auch einen Leichtsinn, der sich darin gefällt, die Bande, welche den Menschen an Heimath und Vaterland knüpfen können und sollen, rücksichtslos aufzulösen und abzuschütteln und das persönliche Wohlbehagen als höchstes Gesetz hinzustellen. Diesen Leichtsinn schildert das Lied Kotzebues, dessen Anfang ist: Ueberall bin ich zu Hause, und dessen Schlußreim: Ubi bene ibi patria. Das Gedicht an und für sich ist anmuthig und die Weise, welche ihm der Tonsetzer gegeben, einschmeichelnd. Sollte aber darin die Gesinnung deutscher Jugend ausgesprochen sein, oder sollte es eine solche Gesinnung in unserer Jugend erwecken, so würde es jetzt und in Zukunft um Deutschland schlecht stehen. Dann fehlt der Glaube, welcher die Verhältnisse zu Heimath und Vaterland als von Gott gewollte und geordnete ansieht, anerkennt und ehrt und es fehlt die Treue, welche dem Lande gebührt, das unsre Kindheit pflegt, die Welt unsrer Jugendträume oder der

Spielraum unsrer männlichen Thätigkeit ist. Merken wir dagegen zum Schlusse das Wort des Julius Polyänus:

Οἶκος καὶ πάτρη βιότου χάρις· αἱ δὲ περισσαὶ
Φροντίδες ἀνθρώποις οὐ βίος ἀλλὰ πόνος.

Haus und Heimath ist Lebens Gewinn; die Bestrebungen über
diese hinaus sind uns Leben nicht, wahrlich nur Leid.

---

24. Das Auge der Spiegel der Seele.

Es ist das Auge in seiner Zusammensetzung, Bildung und Thätigkeit ein staunenswerthes Werk göttlicher Weisheit und liegen in demselben viele und große Geheimniße. Eins derselben wird durch jene Metapher, welche das Auge den Spiegel der Seele nennt, angedeutet. Es ist das Auge ein solcher Spiegel, insofern sich in demselben die Welt für die Seele abspiegelt. Denn wie der Dichter sagt, das Auge gleicht einem Edelsteine, der das ganze Weltall einsaugt und der kleine Rahmen desselben faßt alle Räume des Himmels und der Erde. Es ist aber auch ein solcher Spiegel, insofern sich in ihm die Seele für die Welt abspiegelt, und weil die Seele mehr werth ist, als die ganze Welt, wie jener Spruch aussagt: Was hälfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele, so spricht der Dichter: das, was das Auge von sich strahle, sei noch schöner als das, was es empfange. Er mag nach Dichterweise zunächst an jene Erscheinungen des Seelenlebens gedacht haben, die sich stets wahrhaft schön im Auge abspiegeln, wie die Rührung, welche die Wunder und Gnaden Gottes hervorbringen; wie die Gefühle der Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit; wie das Bewußtsein ehrenwerther Thätigkeit und Pflichterfüllung; wie die Zuversicht, welche Charakterstärke und Geisteskraft einflößt; wie der wunderbare Reiz der Bescheidenheit und Demuth. Er mag an die klassischen Gestalten der Griechen gedacht haben, an eine Glaukopis, eine Boopis, eine Philommeides, deren Auge selbst im kalten Steine Bewunderung erregt; oder an die erhabenen Gestalten der Geschichte, eines Karls des Großen, Friedrichs des Rothbarts, Friedrichs des Großen, aus deren Augen die

Ihrigen Zuversicht und Freudigkeit schöpften, deren Blick die Gegner nicht zu ertragen vermochten. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Leben der Seele auch eine dunkle Schattenseite hat, die sich nicht minder im Auge abspiegelt. Das sind die foedi oculi, von welchen Sallust in der Schilderung des Catilina redet; das sind die Augen, die den Menschen vergleichbar machen dem Tiger durch Grausamkeit, der Katze durch Falschheit, dem Hund durch Neid, dem Fuchs durch Arglist, der Schlange durch verführerische Kraft, dem Schwein durch Gier. Doch das Auge, welches heute diese Schanden und Schäden der Seele abspiegelt, kann morgen schon ein niedergeschlagenes Auge sein, von dem die Schrift sagt: es werde genesen, und kann den schönsten Schmuck des Auges tragen: die Thräne der Reue, wie sie in Petrus Auge quoll, als er in dem auf ihn gerichteten Auge des Herrn die ganze Fülle der göttlichen Liebe geschaut hatte. Sein Ohr hatte kein Wort des Schmerzes, des Vorwurfes oder der Mahnung gehört; aber die Sprache des Auges, welches die göttlich liebende Seele abspiegelt, ist hinreichend, nicht nur stolze und hohe Auge zu erniedrigen, sondern auch eine gänzliche Umänderung des Menschen hervorzubringen.

---

25. Das sechste Buch der Iliade.

Während das fünfte Buch der Iliade vorzugsweise die Heldenthaten des Diomed schildert, der mit Hülfe seiner Schutzgöttin selbst zwei Götter nöthigt vom Kampfplatz zu weichen, ist das sechste Buch nur in seinem kleinsten Theile der Beschreibung von Kriegsthaten gewidmet. Die Götter haben sich vom Kampfe zurückgezogen, der allgemein wird und sich zum Vortheil der Griechen wendet. Ajax Telamonius, Diomed, Euryalus, Polypötes, Ulysses, Teucer, Antilochus, Agamemnon, Leïtus, Menelaus, ein jeder erlegt seinen Mann und der alte Nestor ermahnt schon siegesfroh nicht zu beuten, sondern zu tödten.

Allein auch die Trojaner haben ihre weisen Männer. Helenus, der Seher, gibt den beiden Trefflichsten der Trojaner

einen Rath; demzufolge stellen Hektor und Aeneas das Treffen wieder her und Hektor begibt sich in die Stadt. Die Abwesenheit dieses Helden wird dadurch minder fühlbar, weil einerseits Aeneas seine Thätigkeit entwickelt, anderseits der stürmische Diomed durch eine friedliche Scene aufgehalten wird. Er findet in Glaukus einen Gastfreund seiner Familie, bei welcher Gelegenheit die Geschichte des Bellerophon erzählt wird.

Hektors Aufenthalt in Troja ergibt aber folgende Scenen: 1) Hektor und Hekuba. Letztere erhält den Auftrag mit den Matronen der Pallas ein Peplum zu bringen. 2) Die Matronen, Theano an ihrer Spitze, im Tempel der Pallas. 3) Hektor und Paris, welcher aufgefordert wird, mit in den Kampf zu gehen. 4) Hektor und Helena, die ihre Achtung gegen Hektor und ihre eigne Unwürdigkeit hervorhebt. Endlich 5) Hektors Abschied von Andromache.

Diesen Abschied hat bekanntlich auch Schiller zum Gegenstand eines eigenen Gedichtes gemacht. Abweichend aber von der Ueberlieferung versetzt er die Scene nach des Patroklus, also kurz vor Hektor's Tod, legt er der Andromache den Ausdruck älterlicher Gesinnung in den Mund anstatt dem Hektor, und läßt er den Hektor von der Lethe reden, als müsse seine Liebe zur Andromache die Gewalt der Unterwelt übertreffen, während beim Homer nur sein Schmerz über das zukünftige Schicksal der Andromache stärker ist, als der Schmerz über des Vaterlandes, der Aeltern und der Geschwister Geschick, er sich übrigens willig den Fügungen des Verhängnisses unterordnet. Der schiller'sche Hektor spricht ferner von seinem feurigen Sehnen nach der Feldschlacht; der homerische gibt andere Beweggründe an: Scheu vor seinen Mitbürgern und die stete Gewöhnung unter denselben der Erste zu sein und seinen Vater und sich zu ehren. Bei Schiller spricht er von Errettung des Vaterlandes; bei Homer weiß er, daß Troja und sein Volk untergehen werde.

26. Deutschland jetzt und zur Zeit der Cimbern.

Wenn die Germanen nicht zu dem großen Volksstamm der Celten gehören, wie Viele behaupten, und die Bastarner, welche König Philipp II. von Macedonien im Jahre 180 vor Christo in sein Reich und in seine Dienste zu ziehen gedachte und auf deren Hülfe sein Sohn Perseus rechnete, keine Germanen waren, wofür sie doch Manche halten, so kommen unsere Vorfahren in der Geschichte erst im Jahre 113 vor Christo vor, in welchem Cimbern und Teutonen als Auswanderer mit den Römern zusammenstießen. Es war das zu einer Zeit, wo das römische Reich ohne namhaften Gegner unbestritten die Herrschaft im Westen der alten Welt vom Euphrat bis zur Atlantis, von der Sahara bis zu den Alpen besaß und es wiederholten diese Germanen an der Pforte des Reiches in nachdrücklicherer Sprache die ernste Mahnung, welche 33 Jahre zuvor Aemilianus auf den Trümmern Carthago's ausgesprochen hatte:

Ἔσσεται ἦμαρ ὅταν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρή,
Kommen wird einstens der Tag, wo das heilige Ilium sinket.

Sie erscheinen daher sogleich als Leute, über welche Nachforschungen anzustellen der Mühe lohnte und so erfahren wir Mehreres über sie. Ihre Heimath wird als ein nordisches Waldland geschildert; also gar sehr verschieden von dem heutigen Deutschland, wo das Waldland durch das Fruchtland ungemein beschränkt ist, wo man viele Klagen über Mangel an Wald hört, wo strenge Gesetze für dessen Erhaltung einschreiten. Das alte Germanien war ohne Reiz, ja vielmehr abschreckend für jeden Fremden: das jetzige gehört zu den bestbebauten Ländern und ist in einer seiner Fluß- und Berggegenden das reizendste der Welt und wir wissen, daß es nicht nur das Ziel vieler Reisenden aus der Fremde ist, sondern auch, daß alle benachbarten Völker den Besitz deutscher Länder erstrebt haben.

Die alten Germanen erschienen als ein großer und starker Menschenschlag und als unwiderstehliche Krieger. Von diesen Vorzügen ist heutzutage keine Rede mehr; sie sind weder größer, noch stärker als Andere und der Krieg ist ihnen nicht vertrauter

als Andern. Indeß wenn anstatt der gewaltigen Körpergröße und Stärke der Väter die Enkel durch ihre Erfindungen und nützlichen Einrichtungen geschätzt werden, so ist der Mangel jener körperlichen Vorzüge nicht zu beklagen und wenn aus den wilden Kriegern der Urwälder friedliebende Bewohner blühender Städte und wohlhabender Dörfer geworden sind, so ist diese Verwandlung ein herrlicher Fortschritt.

Eins aber erregt Bedenken. Einstimmig nämlich wird von den Alten als eine Auszeichnung der Germanen der scharfe Blick hervorgehoben. Wenn aber das Auge der Spiegel der Seele ist, so muß in der Seele der alten Germanen ein sittlicher Ernst und eine geistige Tüchtigkeit gewohnt haben, deren Ausdruck in ihrem Auge den Völkern des Römerreiches so überwältigend erschien. Wie steht es nun heutzutage damit? Nun jener merkwürdige Blick, der damals in jedem Auge stralte, zeichnet heutzutage keineswegs Mann für Mann aus und ein deutsches Auge möchte sich schwer von einem anderen unterscheiden lassen. Das ehemals in Waldeinsamkeit und natürlicher Einfalt lebende Geschlecht ist dahin, und die Mannigfaltigkeit des civilisirten Lebens läßt nicht zu, daß die nationale Kraft in jedem Einzelnen ihren Ausdruck findet, wenn auch Männer wie Karl der Große, Friedrich der Rothbart, Friedrich der Große, Luther, Göthe das deutsche Volk je und je an seine Ursprünglichkeiten erinnerten; allein verschwunden ist sie deßwegen nicht; sie hat ihren Ausdruck in jenem Erbtheil unserer Väter, das wir ungeschmälert von der ältesten bis auf die neueste Zeit erhalten haben, in unserer Sprache und Literatur; und wie es beim ersten Auftreten der Germanen ihre Aufgabe war, das Unhaltbare der alten Welt zu zerstören und durch ihre starke Hand und ihr gesundes Herz ein Neues zu bilden und zu fördern, so ist es noch jetzt ihre Aufgabe, die Hemmnisse wahrer Bildung durch sittlichen Ernst und geistige Tüchtigkeit zu entfernen und Staat und Kirche auf den allein haltbaren Grundlagen des Christenthums aufzubauen.

---

27. Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer!
  Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag es gnädig Neptun und wiegt es schonend ihr Winde!
  In bewirthender Bucht rausch ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann! Güter zu suchen
  Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Der Dichter deutet in diesen Distichen zuvörderst die Anstrengungen und Gefahren an, welchen der Kaufmann sich unterzieht. Bewohner der glücklichsten Zone segeln zu den kalten Küsten der Nord- und Ostsee; Leute, die daheim wohl geborgen sein konnten, beschiffen das öde Weltmeer. Der Dichter gibt sodann den Grund dieser Erscheinung an. Der Gewinn, der Vortheil ist der Hebel jener rüstigen Thätigkeit der Phönicier, allerdings nicht der sauberste Grund. Gleichwohl hat der Dichter keinen Anstand, die Götter um Schutz für jene Schiffe anzuflehen; denn unter der Leitung der Götter fördert der Kaufmann, wenn er auch zunächst nur auf sein Interesse ausgeht, die Interessen der gesammten Menschheit.

Der Dichter erinnert um seinen Satz anschaulich zu machen zunächst an das Beispiel der Phönicier, jenes kühnen und unternehmenden Handelsvolkes, das gleich an der Pforte unserer Geschichte seine Rolle spielt. Behufs ihres Handels bildeten sie die Rechenkunst aus, erfanden sie Maße, Gewichte, Münzen, den Schiffbau, Weberei, Färberei und andere Fabrikationen. Andrerseits waren sie engverbundene Nachbarn eines auf sich angewiesenen Volkes, das gleichwohl für die alte Welt ein stetes Zeugniß von der Gnade Gottes, die er von diesem Volke aus allen Völkern erzeigen würde, sein sollte. Wenn nun auch die Phönicier an sich selbst auf ihren Schiffen und durch ihre Colonien nicht wahre Gesittung, sondern nur Anleitung und Mittel das Leben äußerlich zu schmücken, bringen konnten, so verbreiteten sie doch, ohne daß sie es wußten und wollten, Israels Beruf und Hoffnung durch die ganze Welt.

Den Handel der Phönicier erbten die Griechen, eine Nation, die zugleich bei sich Kunst und Wissenschaft ausbildete und somit befähigt war, indem sie sich durch Handel und Wandel

bereicherte, die Länder der Barbaren durch ihre zahlreichen Colonien zu civilisiren; ihre Sprache wurde die der gebildeten Welt und ihre Sprache ist die des Evangeliums. — Eine Grundlage und Stütze der bürgerlichen und religiösen Bildung, deren sich unsere Zeit erfreut, waren im Mittelalter die Städte. Geht man aber den Ursachen nach, wodurch die Städte befähigt wurden, Träger der Bildung zu werden, so findet sich als eine der ersten der schwunghafte Handel, den zunächst die italienischen Städte am Mittelmeer und in zweiter Linie die deutschen Städte nach allen Seiten des Festlandes und der nordischen Meere führten. — Das glänzendste Beispiel aber des Handels und der dadurch verbreiteten Cultur, das die Geschichte kennt, bietet das englische Volk, das durch seine Schiffe alle Enden der Welt in Verbindung bringt und vermittelt, und durch welches die göttliche Vorsehung selbst die schnödeste Art des Handels, den Menschenhandel, zum Segen für die gemißhandelten Nationen werden läßt.

Jener großartigen Wirksamkeit der englischen Nation gegenüber haben wir Deutsche nichts Aehnliches aufzuweisen; allein auch bei uns gibt es gewinnsüchtige und unternehmende Kaufleute und auch bei uns lenkt die Hand Gottes das eigennützige Treiben der Menschen zu ihrem Besten. Triester Kaufleute wollen sich ein Schiff bauen: es fehlt an Zeug und Händen in ihrer Stadt und sie bevölkern dieselbe nach und nach mit geschickten Handwerkern und Mechanikern. Sie wünschen dem handelnden Publikum und den politischen Behörden gewisse Ansichten begreiflich und wichtig zu machen: sie müssen sich der Presse bedienen und Literatur wird in Triest einheimisch. Sie finden es für nöthig, dem reisenden Publikum die Gegenden bekannt und annehmlich zu machen, wohin ihre Dampfschiffe bereit sind zu fahren und Malerei, Kupferstecherei, Steindruck u. dergl. siedelt sich in Triest an. Sie wollen ihre Verbindungen über das reiche Thal des Nils ausbreiten: ein Priester, der im Sennaar am weißen Nil Seelen für seine Kirche sucht, scheint ihnen eine passende Vermittelung und die Kaufleute werden Beförderer des Christenthums. Die Vortheile, welche ein blühender Handelsplatz dem Staate bringt, veranlassen die Regierung, die sonst eifersüchtig die Staatsreligion vor jeder Schmälerung schützt, allen Confessionen und Religionen Raum zu geben und Triest wird für ganz Oestreich ein Muster der Toleranz. Der östreichische Staat

befindet sich in mancherlei finanziellen Verlegenheiten. Triester Kaufleute sind es, die durch ihre Einsicht und Thatkraft dem Staate beizuspringen berufen sind.

---

28. Jurgurtha und Nabdalsa.

Ein Gespräch.

J. Sieh da! Nabdalsa! Du kommst zur rechten Stunde; wärest du nicht gekommen, so hätte ich dich holen lassen!

N. Und ich würde von dir geholt mit eben so gutem Gewissen vor dir erschienen sein als jetzt, da ich freiwillig komme.

J. Ja, Nabdalsa war ein Mann, der ein gutes Gewissen gegenüber seinem König haben konnte.

N. Und haben kann! Mein König wird einem Bedienten nicht mehr glauben als einem lang und vielgeprüften General.

J. Der Bediente schien sonst keinen Grund zu haben mit seinem Herrn und seiner Lage unzufrieden zu sein.

N. Seine That ging vielleicht aus Besorgniß für des Königs Leben hervor; deßwegen verzeihe ich ihm auch, daß er hinter meinem Rücken und wider mich handelte.

J. Und wenn der Bediente mir den Brief Bomilkar's an dich nun nicht gezeigt hätte?

N. So würdest du so sicher vor Bomilkar's Nachstellungen gewesen sein, wie du es an jenem Tage warst, den versäumt zu haben mich Bomilkar in jenem Briefe anklagt. Einen solchen Brief aber, wie Bomilkar an mich schrieb, mußte ich haben, um dir schlagend beweisen zu können, daß du eine Schlange im Busen nährtest.

J. Wie mochte es nur Bomilkar wagen, seinen Plan dir mitzutheilen?

N. Der Erste, der das Vertrauen zu Jugurtha verloren hatte, war Jugurtha selbst. Deine Uebergabe an Metellus machte mich irre, ich gestehe es. Meine Aeußerungen in diesem Sinne ermuthigten den Bomilkar sich mir zu entdecken; Aber eben Bomilkar's Eröffnungen zeigten mir den Abgrund,

der sich vor mir öffnete und riefen mir noch zu rechter Zeit meine Pflicht in's Gedächtniß, die Pflicht eines Unterthanen, der nicht dem Glücke des Königs, sondern dem König geschworen hat.

J. Hat der König treue Diener, so wird sich auch das Glück wieder zu ihm finden.

N. Das möge den Göttern gefallen! Wo aber nicht, so bleibt uns doch die Ehre.

J. Du hast mir gestanden, daß du an mir irre wurdest; ich gestehe dir, daß ich an dir irre wurde. Doch beides ist vorbei! Lassen wir das, was geschehen ist und wenden uns dem zu, was geschehen soll. Nabdalsa weiß, daß Thaten besser reden als Worte.

N. Und Jugurtha wird erfahren, daß Nabdalsa weiß und fühlt, daß der Ausgang dieser Unterredung eben so gut sein Todesurtheil hätte sein können und daß er sein Leben als ein Geschenk des Königs ansieht.

---

29. Metellus Numidicus.

Ein aristokratischer Charakter.

Die Meteller gehörten zu dem plebejischen Geschlechte der Cäcilier und erst im Jahre 284 vor Christi im Zeitalter des Fabricius und Curius gelangte einer derselben zum Consulate. Fortan erhielt sich die Familie auf dieser Höhe. L. Metellus führte nach der Schlacht bei Panormus im ersten punischen Kriege 200 Elephanten im Triumphe auf. A. Metellus erwarb sich im Jahre 148 den Ehrennamen Macedonicus; ein anderer Quintus im Jahre 123 den des Balearicus und ein anderer Lucius im Jahre 119 den des Dalmatikus. Es ist natürlich, daß sich in den Mitgliedern der Familie, die Jahrhunderte lang an den Staatsgeschäften rühmlichen Antheil hatte, Selbstachtung und Selbstvertrauen entwickelte und fortbildete, daß sich ein gewisser öffentlicher Charakter, gewisse politische Grundsätze und gewisse Ansprüche auf bürgerliche Anerkennung und Stellung forterbten und dies ist es eben, was man die aristokratische Gesinnung nennt. Wo wir einen Patricier die Plebs

mild behandeln sehen, da ist es ein Horatier oder Valerier; wo Lebensaufopferung verlangt wird, ein Decier; geniale, hoch über dem Volk stehende Staatsmänner sind die Scipionen; Wächter der alten guten Sitten die Catonen; tüchtige Juristen die Scävola.

Es hat aber diese Sache freilich eine starke Schattenseite, sobald die Selbstachtung in Verachtung Anderer ausartet, sobald die Mitglieder aristokratischer Familien nur die Ansprüche derselben kennen, die Tugenden aber, wodurch die Familie sich erhoben hat, vergessen. Und so war es zur Zeit als Marius, der Bauernsohn, sich durch altrömische Tüchtigkeit gegenüber einem durch Wohlleben und Habsucht verderbten, durch Uebermuth verhaßten Adel bemerklich machte und auf dem Sturze desselben seine eigene Größe zu bauen anfing, wobei ihn mehr die Laster der Großen als die eigene Tugend unterstützte. Darum wendete sich sein bitterster Haß gegen denjenigen Mann, der, indem er die altrömischen und altaristokratischen Tugenden glänzend an sich darstellte, die festeste Stütze der bestehenden Ordnung zu sein schien, bei welcher die Laufbahn eines Marius, der nicht im Geiste altüberlieferter Grundsätze, sondern nur für sein Interesse arbeitete, allerdings unmöglich gewesen wäre. Dies war Metellus Numidicus.

Sein Beiname beweist, daß er dem kriegerischen Ruhme seiner Ahnherrn würdig nachstrebte; sein hohes Ansehn im Senate genoß er in Folge der Weisheit, mit der er die Staatsgeschäfte führte; seine Feindschaft gegen schlechte Demagogen, wie der Volkstribun Saturnin, zeigt den Ernst seiner Grundsätze. Als Censor wollte er den Glaucia und Saturnin aus dem Senate stoßen und verweigerte die Aufnahme des Equitius, der sich für einen Sohn des Ti. Gracchus ausgab, trotzdem daß das Volk ihn mit Steinen warf und sein Leben in Gefahr war. Seine Rechtlichkeit erhielt ein glänzendes Zeugniß, als er der Erpressung angeklagt seine Rechnungen den Richtern vorlegen mußte. Die Richter wandten ihre Blicke ab; keiner wollte den Schein haben, als bezweifle er die Richtigkeit dieser Documente, keiner wollte auf Zahlen und Buchstaben sehen, wo ein rühmliches Leben so laut sprach. Seine edle Gesinnung zeigte sich in der väterlichen Fürsorge für seinen Clienten Marius und in der tiefen Trauer um seinen Gastfreund Turpilius. Seine Standhaftigkeit bewährte er dadurch, daß er lieber sein Vaterland als seinen wohlerwogenen Entschluß ließ und um seine Unähnlichkeit mit

Marius vollständig zu machen, so war Metellus auch ein wissenschaftlich-gebildeter Mann, er hatte als Jüngling in Athen den Philosophen Carneades gehört und ehrte als Mann den Dichter Archias.

Allein so ist die menschliche Tugend! Dieser vortreffliche Mann, so ehrwürdig als Träger der Tugenden einer edlen Familie verdient gleichwohl den scharfen Tadel des Geschichtschreibers. Als Metellus, so erzählt Sallust, seine Niederlage durch den Marius erfuhr, brach er, unanständig für seine Stellung und seinen Charakter, in Thränen aus und verrieth, daß die aristokratische Tugend nicht wohl möglich sei ohne den Beisatz aristokratischer Eitelkeit.

---

30. Dulcia non meruit qui non gustavit amara.

Dieser Hexameter läßt sich im Deutschen vielleicht durch folgenden Reim wiedergeben:

Das Süße nur schmeckt,
Wen das Bitt're geschreckt.

Also durch das Bittere zum Süßen. Vor dem umgekehrten Fall, zuerst süß und dann bitter, behüte uns Gott. Denn das ist der verkehrte Weg der Thoren. Müßiggang und Schwelgerei mag süß sein, aber ihre Frucht, die Armuth, ist bitter. Die Wollüste mögen süß sein; aber ihre Folge, ein siecher Leib, ist bitter. Es mag süß sein, seinem Eigenwillen zu folgen ohne nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zu fragen; aber die Strafen, welche Gott und die Menschen darauf gesetzt haben, sind bitter. Durch's Bittere zum Süßen, das ist der Weg der Ordnung und des Heils. Der zweibrücker Hausbesitzer, der sich an diesem lateinischen Spruche so erfreute, daß er ihn an sein Haus malen ließ, hat gewiß einst, als er auf den Schulbänken saß, über die Bitterkeit der lateinischen Sprache geklagt und dem Lehrer schwerlich Glauben geschenkt, wenn er von der zukünftigen Süßigkeit der lateinischen Studien ihm vorsprach. Veranlassung den Spruch an sein Haus malen zu lassen mag ihm die Süßigkeit des Besitzes eines eigenen Hauses gegeben haben, nachdem er wahrscheinlich die Bitterkeit in fremden

Häusern abhängig vom guten oder bösen Willen Anderer zu wohnen, lange genug gekostet hatte.

Die Wahrheit seines Satzes wird Niemand bezweifeln, der auch nur einmal den süßen Kern einer Nuß aus ihrer grünen Hülle, aus der harten Schale und aus der herben Haut herausarbeitete; Niemand, der einmal nach einem Herbst voll Nebel und Reif, nach einem Winter voll Stürmen und Fröſten die Blüthen des Lenzes begrüßte; Niemand, der einmal den Landmann in der Sonnengluth arbeiten und dann denselben Landmann triumphirend den ersten Aerntewagen einführen sah. Diese Vorbilder der Natur wiederholen sich im Leben der Einzelnen und ganzer Völker. Joseph kostete die Bitterkeit des Gefängnisses, ehe er die Süßigkeit, der Nächste nach dem König zu sein, schmecken durfte, und sein Volk irrte vierzig Jahre in wasser- und schattenlosen Wüsten umher, ehe es zu der Milch und dem Honig des gelobten Landes gelangte. Herkules ist verurtheilt, als Dienstmann eines Schlechteren zwölf Arbeiten zu thun, ehe er sich des Ruhmes der Unsterblichkeit erfreuen kann, und das griechische Volk hatte dreißig Jahre lang die schwersten Kämpfe, das Joch der Perser abzuwehren, ehe es seine Freiheit genießen durfte. Gottfried von Bouillon erduldet alle Leiden, die ein langer Weg durch unbekannte und unwirthliche Länder, die die Vergehungen seiner Freunde und die Anstrengungen seiner Feinde ihm bereiten, bis er in Jerusalem an heiliger Stätte beten kann.

Indeß, wozu weiter die Blätter der Weltgeschichte zum Beweise einer Wahrheit aufschlagen, die sich jedem von uns in vielfachen Beziehungen aufdrängt. Wir verstehen alle den h. Augustinus, der in seinen Selbstbekenntnissen sagt: Der süßeste der Dichter, Homer, sei ihm als Knabe überaus bitter vorgekommen. (Homerus peritus texere tales fabellas et dulcissime vanus est, mihi tamen amarus erat puero.) Möchten wir ihn aber auch verstehen, wenn er von der Bitterkeit der Reue spricht, die er über seine Jugendsünden empfand, durch welche Reue er befähigt wurde, die Süßigkeit der Sündenvergebung zu schmecken. Wir würden alsdann auch die Seligkeit fassen, die der verlorene Sohn empfand, als er von den Träbern hinweg an der Brust seines Vaters ausruhen konnte und würden begreifen lernen, inwiefern das ganze Leben diesseits eine Bitterkeit gegenüber der Süßigkeit des Jenseits sei.

31. Catos Einzug in Antiochia.

(In antiken Jamben.)

Der edle Cato zog gen Antiochia hin:
Da sah er vor der Stadt ein buntes Menschengedräng',
Jünglinge standen rechts im festlichen Gewand
Und Knaben links, geschmückt, anständiger Gebärd',
Rathsherr und Priester geht bekränzt und im Talar.
Das Alles scheint zu gelten einem hohen Herrn:
Wer mag das sein? — Der würd'ge Senator überlegt:
Wiewohl er oft ungastlich, schnöd' empfangen sei,
Möcht' diese Stadt ihm unverlangte Ehren weih'n.
„Ihr wißt", so redet er herb seine Diener an,
„Ich hasse das Gepräng', es hindern, war euch Pflicht."
„Doch weil es nun einmal so ist" — zu den Freunden sagt er dies,
„So wollen wir zu Fuß der Ehr' entgegen gehen.
Da trat ein Aeltester der Stadt mit Kranz und Stab,
Der Alles ordnete, was zum Empfang gehörte,
Zu Cato hin, dem er nicht einmal grüßend naht:
„Wann kommt Demetrius wohl? wo ließ't ihr ihn zurück?
So fragt er und zerstreut schnell Catos kurzen Wahn.
Demetrius — es ist ein freigelass'ner Sklav',
Allein sein Herr — es ist Roms mächt'ger Fürst Pompejus.
In lautes Lachen brechen Catos Freunde aus.
„Armsel'ge Stadt!" so seufzet laut der edle Cato,
Und Antiochia zugleich und Rom beseufzet er.

---

32. Inhalt der Andria.

Höret, was Terenz erzählet von dem Mädchen Andria!
So genannt ist sie von Andros, welcher Insel Kind sie schien.
Nicht Geburt jedoch macht, sondern Unglück sie zur Andria.
An der Küst' von Andros nämlich scheitert' einst ein attisch' Schiff;
Dieses trug den guten Phanias, einen Bürger von Athen,
Der, dem Kriegslärm zu entgehen, Haus und Vaterland verließ.

Ruhe sucht er, Trübsal fand er; doch ein Gastfreund nahm ihn auf,
Ihn mit seiner zarten Nichte — Pasibula hieß das Kind —
Das sein Bruder ihm vertraute, als er selbst nach Asien ging.
Doch er überlebt nicht lange dieses Lebens harte Schläg'.
Pasibula, die verwaiste, wird nunmehr Glycerium.
Diesen Namen gibt der Gastfreund Chremes kleinem Töchterlein,
Die er sonst wie seine Tochter Chrysis liebte und erzog,
Bis die Parce ihn dem Leben, beiden viel zu früh entriß.
Mittellos und von Verwandten preisgegeben ihrem Loos,
Suchte Chrysis in Minervens reicher Stadt den Unterhalt,
Mit sich nehmend die als Schwester ihr bisher zur Seite stand.
Doch Minervens Künste boten in Minervens Stadt ihr nur
Dürft'gen Unterhalt; drum wandte sie sich zu der Venus Dienst.
Also kam mit Andern Simos Sohn, der junge Pamphilus,
In der Chrysis Haus, sah hier die jungfräuliche Andria,
Schwört, als Chrysis lag im Sterben, ihre Schwester heimzuführen,
Hält durch seinen Sklaven Davus lange seinen Vater hin,
Der des Chremes zweite Tochter wollt' verloben seinem Sohn;
Bis aus Andros Crito kommet und Glyceriums Abkunft
Offenbaret, Gattin wird des Pamphilus nun Andria.

---

33. David und Achilles.

Eine Parallele.

David und Achilles bieten manche Vergleichungspunkte. Jeder von beiden ist der herrlichste Krieger seines Volkes; Jeder von beiden durch innige Freundschaft sprüchwörtlich geworden; Jeder von beiden Meister auf der Harfe; Jeder von beiden in argem Zerwürfniß mit seinem König; beide haben, ein Jeder in seiner Person und seinem Wesen seines Volkes Ideal verwirklicht.

Für Achilles Harfenspiel ist die Stelle im 9. Buche der Iliade wichtig. Hier kommt eine Gesandtschaft von Agamemnon an Achilles, denselben durch Rückgabe der Briseis, durch viele Geschenke und Versprechungen, durch Bitten und Vorstellungen zu bewegen, seinen Groll über Agamemnon's Be-

leidigung fahren zu lassen und sich der von Hector bedrängten Griechen anzunehmen. Malerisch ist die Scene, die hier Homer mit wenig Worten beschreibt. Achill sitzt in seinem Zelt; er spielt auf der Phorminx und singt die Thaten der Helden; Patroklus sitzt vor ihm und hört zu. In seinem ganzen Adel erscheint in diesem kleinen Gemälde der Charakter Achills: Dieses warme Herz, das so feurig für die Geliebte schlägt, so treu dem Freunde anhängt; diese liebenswürdige Persönlichkeit, die sich die Liebe der Seinen im höchsten Grade erworben hat; dieser kühne und unbesiegbare Muth, der ihn zur einzigen Stütze des Heeres macht; dieser hohe Begriff von Ehre, der keinen Makel an sich duldet; dieses sinnige Gemüth, das sich durch die Saiten der Harfe auszusprechen versteht; dieser strebende Geist, der nur das Höchste, was das Leben bot, die Thaten großer Männer singt — in der That, das Alles zusammen gibt ein Bild schönster Menschlichkeit.

Stellen wir diesem Bilde dasjenige Davids gegenüber, so erscheint uns ein nicht minder hervorragender Mensch. Wir sehen einen schönen Hirtenknaben die Einsamkeit des Gebirges Juda durch die Töne seiner Harfe ausfüllen, diese aber weglegen, um den Löwen hinzustrecken, der in seine Heerde eingebrochen war; wir sehen ihn im königlichen Palaste Sauls die Harfe schlagen, um den bösen Geist zu vertreiben, der den König quälte; wir sehen ihn zur Harfe greifen in der Verbannung, kaum der Lebensgefahr entronnen; seine Harfe tröstet ihn bei dem Tode Jonathan's; seine Harfe stimmt er zu Siegesliedern, nachdem er die Feinde des Volkes Gottes zu Boden geworfen; zu Festliedern, als er die Bundeslade einholt.

Worin unterscheidet sich nun der Jude von dem Griechen? Der Sohn des Peleus bedarf der Harfe, weil sein Zorn ihm das Schwert verbietet; die Harfe scheucht und mindert aber seinen Zorn nicht; sie füllt nur die Zeit, die zwischen Kampf und Kampf fällt; er singt die Thaten der Helden; aber der Gesang zeigt ihm nicht die schönste der Thaten, die der Selbstüberwindung. Seine Harfe ist ein Beutestück aus der von ihm eroberten Stadt Theben, sie erinnert ihn an seine erfolgreiche Tüchtigkeit; sie stärkt sein stolzes Selbstgefühl. Anders stellt sich der Sohn Isai's dar. Seine Harfe verscheucht den bösen Geist, sie ermuthigt in Gefahr, sie tröstet in Noth, rathet überall zum Besten und warum? David kennt das

trotzige und verzagte Herz des Menschen und besingt nicht mehr die Thaten der Menschen, sondern die Thaten des Allmächtigen, Gerechten und Gnädigen, in dessen Geboten und Verheißungen sein Herz Ruhe gefunden hat. Sein Gesang ist der Gesang der Selbsterkenntniß und Demuth; Achilles Gesang ist der Gesang der Selbstgenügsamkeit. Allerdings würde Achilles niemals von einer Michal verachtet worden sein, wie David; allein das Verachtete hat Gott gewählet, und David ist der Mann nach dem Herzen Gottes.

---

34. Davus.

Der amerikanische Roman Onkel Tom's Hütte hat die allgemeine Aufmerksamkeit neuerdings auf die Zustände der Sklaven gelenkt und so erscheint es zeitgemäß für uns, einen Blick auf die Sklaverei im Alterthum zu werfen. Terenzens Andria gibt uns Gelegenheit dazu. Ein Sklave ist die Hauptperson dieses Lustspiels.

Davus, seinem Namen nach ein Dacier aus dem heutigen Siebenbürgen, gehört zu der Dienerschaft des Simo in Athen und ist insbesondere dem Sohne seines Herrn, Pamphilus, beigegeben. Pamphilus soll heirathen, will aber eine andere Frau, als sein Vater ihm bestimmt hat. Davus soll dazu helfen, daß die Sache nach Pamphilus Wunsche gehe und Simos Plan vereitelt werde. Diese Bestrebungen und Gegenbestrebungen machen den Inhalt der Comödie.

Davus tritt also zuerst als Gegner seines alten Herrn auf. Dies macht ihm keine Gewissensbisse. Er liebt seinen Herrn nicht, er fürchtet ihn nur. Indem er überlegt, ob er dem alten oder dem jungen Herrn seine Dienste widmen soll, liegt in der Wagschale des Alten nichts, als dessen Macht, ihn zu züchtigen; in der Wagschale des Jungen liegt die Sorge für dessen Wohlsein und Leben, das er in Gefahr sieht, wenn er ihm nicht die Geliebte verschafft. Er hat also Zuneigung zu Pamphilus. Simo seinerseits, der von allen Sklaven schlecht denkt, kennt den Davus als einen verschlagenen und unternehmenden Menschen, und da solche Eigenschaften sich stets geltend machen, so fürchtet er seinen Sklaven, versucht anfangs denselben für sich

zu gewinnen und spricht zu ihm: postulo sive aequum est te oro Dave! (das ist mein Verlangen oder auch meine Bitte!) Da ihm das nicht gelingt und er Ursache zu haben glaubt, alles Mißlingen seiner Pläne den Ränken des Davus zuzuschreiben, so kommt es so weit, daß er denselben in den Bock spannen läßt.

Indeß das Vertrauen und die Zuneigung des Pamphilus entschädigt den Davus. Pamphilus legt sein Glück in seines Sklaven Hand. Als die Sachen schief gehen, zeigt er sich freilich als strengen Herrn und nicht als Freund; er spricht selbst von der äußersten Strafe; allein als ihm das Glück wieder lächelt, da offenbart es sich, daß zum vollen Genuß seines Glückes ein Freund wie Davus gehört:

Wer wäre mir jetzt lieber, mit dem ich das bespräch',
Als Davus; unter Allen ist keiner, der, wie er,
Aufrichtig sich mit freuet, wenn mich das Leben freut.

Dieser schöne Ausdruck seiner Gefühle hat ein würdiges Seitenstück in einer Aeußerung des Davus, der vor seinem erzürnten Herrn steht und im Bewußtsein seiner Dienste spricht:

Mit den Händen, mit den Füßen, Tag und Nächte dir zu dienen,
Auch mein Leben aufzuopfern, um dein Glück dir festzustellen,
Das ist meine Schuldigkeit!
Doch mißlingen meine Pläne, meinen Willen anerkennen,
Das ist deine Schuldigkeit!

Gewiß, diese Anhänglichkeit an seinen Herrn macht dem Davus Ehre. Sonst aber ist nicht viel zu seinem Lobe zu sagen, und der Sklave des jungen Charinus, Byrrhia, ist offenbar, wenn auch nicht zu Allem so brauchbar, doch ein viel biederer Charakter als Davus. Dieser ist ein Mensch, der seine Ueberlegenheit über Andere nur allzugut fühlt und rücksichtslos geltend macht. Nicht genug, daß er seinen alten Herrn betrügt, er zieht ihn auch auf, z. B. seines Geizes wegen. Den Charinus, ein verliebtes Närrchen, der gar zu gern durch Davus Thätigkeit den Mangel eigener Thätigkeit ersetzt hätte, läßt er hin und wieder zappeln, er nennt ihn eine lächerliche Person, er schilt ihn einen Unverschämten. Verfährt Davus so schnöde mit Freien, so ist's kein Wunder, daß Sklaven noch schlechter bei ihm wegkommen. So geht es der Mysis. Diese

ehrliche Haut benützt der Ränkeschmied, ohne daß sie es ahnet, dazu, den Chremes davon abzubringen, seine Tochter dem Pamphilus zu geben und drangsalirt sie so lange, bis sie gewisse Aussagen über Pamphilus Verhältniß zu Glycerium so laut schreit, daß der lauschende Chremes sie versteht. Mit herablassender Anerkennung ihrer schwachen Gutmüthigkeit entläßt er sie.

Es ist begreiflich wie ein solcher Charakter Leben in die Comödie bringt. Simo unzufrieden mit dem Umgang seines Sohnes rüstet scheinbar die Hochzeit für ihn; Davus macht ausfindig, daß Alles nur Schein ist. Simo rüstet Vorwürfe gegen seinen Sohn; Davus beredet diesen zu seines Vaters Verlangen Ja zu sagen. Simo erfährt die Niederkunft der Glycerium; allein Davus Streiche sind so bekannt, daß Simo auch diese Niederkunft für eine von Davus angelegte Sache zu halten geneigt ist und da die Thatsache doch zu deutlich spricht, benutzt Davus die ganze Lage geschickt dazu, sich dem Simo als einen ehrlichen Kerl in dieser Angelegenheit zu empfehlen, was ihm beinahe gelingt. Simo überredet endlich den Chremes zu der von Pamphilus gefürchteten Hochzeit; Davus verzagt nicht, baut einen Plan auf das Kind des Pamphilus und führt ihn mit Benützung der Mysis aus. Indeß nur beleben soll ein solcher Charakter die Comödie und es ist wohl ein schöner Gedanke des Dichters, daß der Erfolg nicht durch die Ränke des Sklaven, sondern durch den von den Menschen unabhängigen Gang der Dinge, durch die Dazwischenkunft des Crito herbeigeführt wird; sowie ein nicht minder schöner Gedanke, daß die im Munde des Davus so oft verläugnete Wahrheit sich dadurch rächt, daß, als nun Davus einmal wirklich die Wahrheit spricht, er als Lügner bestraft wird.

Ueberblicken wir aber die ganze Geschichte und vergleichen die Freien mit den Sklaven, so ist schnell klar, daß die Sklaven den Freien in geistiger wie sittlicher Hinsicht vollkommen gleich ja überlegen sind, und wir sehen uns schon an der Schwelle einer Zeit, welche durch die Lehre von dem einen Gott und Vater der Menschen, und der Brüderlichkeit aller Söhne Adams die Sklaverei in ihrer Unhaltbarkeit darstellen sollte.

---

35. Cicero über den Jähzorn.

Wenn es das Zeichen aufrichtiger Liebe ist, dem Freunde die Fehler vorzuhalten, so hat sich Cicero dieses Lob verdient, als er den ersten Brief an seinen Bruder Quintus schrieb, und wenn es ein Erforderniß der Klugheit ist, beim Vortrag der Wahrheit den Apothekern zu gleichen, die ihre bittern Pillen überzuckern, so hat Cicero in ebendemselben Briefe seinem Verstande ein schönes Denkmal gesetzt. Quintus hatte die Statthalterschaft Asien wider Wunsch und Willen für das dritte Jahr erhalten; Markus tröstet, ermuntert, belehrt, rathet, warnet deßwegen in diesem Schreiben. Seine Warnungen gehen insbesondere gegen seines Bruders Hauptfehler, den Jähzorn. Sehen wir zu, welche Gründe Markus vorbringt, die den Quintus bewegen sollen von seinem Fehler zu lassen. —

Zuerst ist es der Glanz der Familie, der durch des Bruders Jähzorn verdunkelt werden könnte. Die Brüder haben die Familie auf eine Staffel erhoben, die ihr die Unsterblichkeit sichert. Man wird immer von ihr reden; somit ist Sorge zu tragen, daß man immer nur Gutes von ihr rede. Eng hängt damit das Zweite zusammen. Wer nämlich so hoch steht, der hat viele und arge Neider und Feinde. Diesen eine Blöße zu geben, wäre gefährlich. Der Jähzorn aber gibt Blößen. Talent, Bildung und Verdienste waren es, was die Ciceronen auf jene hohe Stellung erhoben hatte, was sie auf derselben erhalten konnte; allein Jähzorn zeugt von einem Mangel an Bildung. Ist es ein Privatmann, der ihm unterliegt, so muß man ihn einer Schwäche des Geistes anklagen, da er den Zorn über sich Herr werden läßt. Steht der Jähzornige in einem hohen Staatsamt, so hat sein Jähzorn auch weitgreifende Folgen und man wird ihn der Härte oder doch des Leichtsinns bezüchtigen müssen. Und gesetzt auch ein solcher wäre sonst ein vortrefflicher Mensch und Beamter, so würde doch dieser einzige Fehler sein ganzes übriges Wohlverhalten in Schatten stellen.

Man sieht der Blick Ciceros geht nicht über den Kreis hinaus, innerhalb dessen sich der Mensch als Staatsbürger bewegt. Diese Beschränkung rührt nicht davon her, daß Cicero sich den Menschen in gar keinem andern Lebenskreise

hätte denken können — in seinen philosophischen Schriften thut er das öfters — sondern davon, daß er das Leben im Staat für das vollkommenste, menschenwürdigste ansieht. Allein auf welchen Standpunkt sich auch Cicero stelle, niemals sieht er den Zorn als ein „Werk des Fleisches“ an, niemals das Verbot des heiligen Gottes als ersten und vornehmsten Grund, sich des Zorn zu enthalten, da derselbe „nicht thut, was vor Gott recht ist.“ Zwar da wo Cicero auf die Mittel gegen den Zorn zu sprechen kommt, sieht man, daß er es weiß, daß der Zorn ein in der Seele tief wurzelndes, schwer auszurottendes Unkraut sei; denn nicht auf einmal, sagt er, lasse sich derselbe ablegen, nur nach und nach abgewöhnen. Allein die Mittel selbst, die er dagegen angibt, sind leichter angegeben als angewendet. Dazu gehören der tägliche Vorsatz demselben zu widerstehen und die unausgesetzte Vorsicht, sich nicht von demselben überwältigen zu lassen. Ist man aber von Zorn überrascht, so gilt als Hauptregel: die Zunge im Zaum zu halten. Im Wesentlichen stimmt hiermit der Philosoph Seneca überein, welcher in seiner Schrift de ira sagt: duo ut opinor sunt remedia: ne incidamus in iram et ne in ira peccemus.

Ohne Zweifel sind diese Rathschläge nicht nur gut gemeint, sondern auf philosophischem Standpunkt auch vollkommen richtig und gerechtfertigt, wiewohl sie von einer andern Seite angesehen einigermaßen an den guten Rath gemahnen, den die Matrosen im Scherze seekranken Reisenden zu geben pflegen: zur Heilung ein Glas Wasser so aufrecht zu halten, daß sie nichts verschütten. Wir aber wollen schließlich noch das bedenken, was ein ehrwürdiger Kirchenlehrer uns vorhält. Er sagt: bei den alten Römern sei es Sitte gewesen, daß Neuvermählte ein Opfer brachten, wobei die Galle aus dem Opferthier herausgenommen und verscharrt wurde, damit anzudeuten, daß der Zorn aus dem Leben der Neuvermählten verbannt sein müsse; Gott aber wolle auch die Galle zu seinem Dienste und er gliche hierin dem Apotheker, welcher die giftige und von Allen gemiedene Nessel dennoch zu einer heilsamen Arzenei zuzubereiten wisse.

---

36. An der Bahre des Pallas.

Welch rührende Gestalt malt uns der Dichter, indem er uns an die Bahre des Pallas führt und wie weiß er die Dinge so darzustellen, daß der Tod den Todten verklärt. Jetzt erst, wo sie nicht mehr ist, sehen wir seine Jugendfrische und Schönheit recht strahlen; jetzt erst fühlen wir recht den Adel seines Gemüthes und seines Betragens; jetzt erst begreifen wir, warum er die Freude seines Vaters und die Hoffnung seines Volkes war; jetzt erst verfolgen wir mit rechter Theilnahme den ruhmbegierigen Jüngling auf seinem ersten Feldzuge als Bundesgenossen des Aeneas und beobachten mit rechter Bewunderung, wie dieser Anfänger im Waffenhandwerk in der ersten Schlacht schon ein Held war. Nun aber liegt er da blaß, kalt, stumm und steif! Eine schöne Leiche! — denn er gleicht der Lilie, die der Finger eines Mädchens so eben gepflückt hat, so daß sie wohl noch ihre Gestalt besitzt, die mütterliche Erde aber ihr keinen Lebenssaft mehr gibt. Eine beklagte Leiche! — Denn um ihn jammern die Weiber, um ihn klagen die Männer Pallanteums; sein alter Lehrmeister und Waffenträger Acötes liegt in Thränen und sein greiser Vater Evander klagt den Göttern, daß er unter ganz andern Hoffnungen seinen Sohn entlassen, daß sie seine Gebete und Gelübde nicht gehört haben; er preist seine Gattin glücklich, daß sie vor ihrem Kinde gestorben, nicht wie er zu einem kinderlosen Alter aufgespart worden sei.

Allein alle diese Klagen hört der nicht, um dessentwillen sie geschehen. Sie und alle Ehren des Leichenbegängnisses sind eitel, eitel auch deßwegen, weil der Verlust größer ist, als Alles was man für den Verlorenen thun kann. Indeß ein kleiner Trost liegt doch darin, daß man sich ausweint, daß man sich ausspricht. Und das trostbedürftige Herz greift noch nach andern Gründen, an denen es sich erholen kann. Da sind die Leichen der Feinde, die durch Pallas Hand fielen; — sie beweisen, wie ehrenvoll Pallas Tod war. Da sind die Schaaren der Troer als Leichenbegleiter, — sie beweisen, wie hoch Aeneas diesen Jüngling hielt. Sie überbringen auch die Worte des Aeneas, als er Abschied nahm von der Leiche. „Glorreiche Seele!" hatte er gesagt, „die du

mit deinem Blute uns unser neues Vaterland erwerben halfst, das Geschick hat dir nicht gegönnt, mein Reich zu sehen!" Ein ehrwürdiger, ein glorreicher Bürger dieses von den Göttern gewollten Reiches würde also Pallas gewesen sein — er, der für dessen Gründung gefochten, er, der gleichsam der erste Blutzeuge dieses Reiches geworden ist. Welch schöneren Beruf könnte es geben, als gewürdigt zu werden für ein Reich zu arbeiten, zu leben und zu sterben, das in dem Plane der göttlichen Vorsehung liegt. Die Götter haben nicht gewollt, daß er dies Reich sähe; er ist jetzt ein Schatten unter Schatten und im Schatten der Unterwelt, aber einst wird die Nachricht zu ihm kommen, daß Aeneas seinen Tod gerächt habe. Dann wird er erkennen, daß das Geschick es wohl mit ihm gemeint hat, als es ihn hinwegnahm, ehe er die Wechselfälle dieses Lebens erfuhr, in der Blüthe der Jugend und des Glückes, in Sieg und Ehren, als denjenigen, der den ersten Stein zum Bau des von den Göttern beschlossenen Weltreichs legen durfte.

---

37. Der Wald.

Welt — das gellt so hell und grell;
Wald — das schallt und hallt so hold;
Welt — das schnellt und prellt sich schnell;
Wald — da wallt und waltet Ruh.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo die Antithesen des Dichters, dem obige Verse angehören, keinen Sinn gehabt hätten; wo der Wald die Welt des Deutschen war, der Schauplatz seines Tagewerks in Arbeit und Genuß, das Obdach für die Nacht, die Burg gegen die Feinde, der Rathssaal für die Gemeinde- und Stammesglieder, der Tempel für die Götter. Das war, als nach Cäsar's Bericht der hercynische Wald sich in einer Breite von neun Tagereisen ausdehnte, wo man kaum in sechzig Tagereisen ihn durchwandern konnte; das war wo der Teutoburger Wald die Niederlage der Varus sah; wo Tacitus Germanien als ein schauerliches Waldland kennen

lernte, schauerlich für den Römer wegen der Unwirthlichkeit des Waldes, schauerlich für den Germanen wegen des Geheimnisses des Waldes; denn sie ahneten die Gegenwart des göttlichen Wesens darin, das seinen Willen auch den heiligen Rossen mittheilte, die in seinem Heiligthume genährt wurden. Das war zu der Zeit, wo jene Ringe inmitten des Waldes mit Graben und Felsenmauern umgeben wurden behufs der Volksversammlungen und Volksopfer, wie wir das noch auf dem Donnersberg sehen; das war zu der Zeit, als die Hessen erwarteten: die heilige Eiche, in welche Winfried seine Axt geschlagen, werde dem christlichen Frevler tödten. Er wurde nicht getödtet, vielmehr streckte seine Axt die Eiche zu Boden und sein Wort lichtete den Wald und verscheuchte jenen Schauer vor dem Geheimnisse des Waldes.

Der Wald war die Wiege des deutschen Volkes gewesen; der Sohn des Waldes trat heraus in's Freie und wurde ein Ackerbauer und ein Städter. Aber wie im Leben des Einzelnen die Eindrücke der Kindheit die tiefsten und unauslöschlichsten sind, so bei dem deutschen Volke die Eindrücke seiner Urzeit, und wo sich die innersten Gefühle deutscher Herzen aussprachen, da hörte man auch die Sprache des alten Waldsohnes. Das bezeugen die Stimmen der deutschen Poesie, worin Waldlust und Waldesschauer stehende Artikel sind; das beweisen uns die deutschen Bauten des Mittelalters besonders die für den Gottesdienst: eine gothische Kirche versetzt uns in Waldesdunkel, ein gothischer Säulengang ist ein Gang durch verschlungene Eichen — und Charaktere wie der Schenk von Limpurg, der alle Herrlichkeit des kaiserlichen Hofes verschmähte gegen Waldeinsamkeit fanden sich allerwärts und zu jeder Zeit.

Jetzt freilich gibt es von dem alten hercynischen Wald nur einzelne und zerstreute Ueberbleibsel, welche Staatswirthschaft und Privatvortheil oft mühsam zu erhalten suchen und nicht nur Bär und Wolf, auch Hirsch und Reh sind in vielen Gegenden aus dem Walde verschwunden. Es gibt kein Waldleben mehr, sondern nur eine Waldbenützung. Allein je mehr der Wald weicht, je mehr er gilt. Das Auge sucht ihn, wenn es sich in der Gegend umsieht und ruht erst aus, wenn es seine Wipfel, sein Laubdach gefunden; es würde ihn nicht minder vermissen, als das Land selbst, das ihm Feuchtigkeit und Schutz vor Winden und wilden Wassern verdankt. Das Volk verlegt noch immer seine Feste und Vergnügungen

am liebsten in den Wald und wie es im Winter mit dem Holze desselben seine Stuben erwärmt, so erwärmt es im Sommer am Sang und Klang, am Duft und Schatten des Waldes das Gemüth, und auch den kostbarsten Genuß, den das mildere Ausland ihm verschafft hat, muß das kleine weiße Blümchen würzen, dem der Deutsche die Herrschaft über den Wald übertragen hat. Keine Götter wohnen mehr in seinen Hallen, allein er bleibt immer noch die wunderbare Werkstätte derNatur, in der sie Feuer und Wasser nährt, durch die sie Luft und Erde verändert, und wie einst zur Prophetie so begeistert er noch jetzt zur Poesie, und wie der Schiffer auf der Eiche des Hochwalds zu den entlegenen Küsten des Weltmeers so wird der Dichter unter der Eiche des Hochwalds zu den fernsten Idealen entführt. Darum singt er:

Welt so lasse mich!
Wald umfasse mich!
Welt so dreh' und kreis'le dich!
Wald umweh' umsäus'le mich!

---

38. Camilla's Abschied von den Bergen.

Noch einmal wend' ich meinen Blick zurücke
Zu euch, ihr Berge, dankerfüllten Sinn's.
Denn seit mich Metabus mit Bast umbunden
An seinem Speer warf über'n Amasen,
Habt ihr in euern Wäldern, euern Schluchten
Gastfreundlich mich bewirthet und geschützt.
Der Aether eurer Höh'n nährt meine Brust
Und in der Jagd Gefahr erstarkt mein Arm:
Die Fern entzieht den Weih nicht meinem Blick,
Den Schwan verfehlt mein Pfeil nicht in der Luft.
Doch nicht der Kranich von des Strymon's Ufer,
Der Eber nicht von erymanth'scher Art
Sei ferner meines Speers und Pfeiles Ziel:
Rechtfert'gen muß ich meines Standes Wahl
Durch Thaten, wie sie Männinnen geziemen.

So vielen Müttern, die für ihre Söhne
Im Volskerland verlangten meine Hand,
Muß ich durch männlich Sein und Thun beweisen:
Nicht eitler Uebermuth nur sei's gewesen,
Was von den zarten Spielen Aphroditens,
Was vom Altare Hymens mich getrennt.
Jetzt wo Ausoniens edle Jugend glühet
Die Schmach zu rächen, die uns keck ein Fremdling,
Ein landesflücht'ger Troer angethan,
Der bauend auf erlog'ne Göttersprüche
Jetzt unsern Herrn spielt und Laviniens Gatten;
Jetzt wo der kühne Turnus für Italien,
Für Recht und Sitt' erhebet sein Panier;
Jetzt darf Camilla nicht zurücke bleiben.
Und deiner würdig, jungfräuliche Göttin!
Erhabene Diana, ist der Kampf,
Der ein eh'brecherisch Geschlecht bekämpft!
Als deine Priesterin tret' ich hier auf,
Der ich von Kindesbeinen bin geweiht.
Du wirst durch mich, ich siege oder falle,
Der Welt noch einmal zeigen, daß das Schönste
Dem Loos der Jungfrau vorbehalten ist.

---

39. Julius Cäsar und sein Beispiel.

J. Cäsar, „deß Name noch
Bis heut' das Höchste in der Welt benennet“,
war ein Günstling der Natur und des Glückes. Die Gaben, welche die Natur Andern einzeln zutheilte oder die sie Andern in mäßigem Umfange schenkte, die schmückten ihn sämmtlich, deren hatte er ein volles Maß. Als Staatsmann am Ende der republikanischen Zeit Roms, vereinigte er noch einmal in sich alle die Eigenschaften, wodurch man in der Republik groß wurde; war er der einschmeichelndste Volksmann, der begeisterndste Redner, der tüchtigste Feldherr. Am Eingang der monarchischen Zeit Roms stellte er in sich alle Tugenden des

Alleinherrschers dar; zeigte er den großartigen Ueberblick, die genaue Kenntniß der Menschen und der Dinge, die vollendete Geschäftstüchtigkeit, die beherrschende Persönlichkeit, die sichere Haltung des charakterfesten Mannes, die herzgewinnendste Milde und Leutseligkeit. Wir finden in ihm als Privatmann einen liebenswürdigen Gesellschafter, einen biederen Freund, einen zärtlichen Gatten, einen hochgebildeten Mann, einen geistreichen Schriftsteller. Das Glück aber hatte ihm als Knaben eine treue, verständige Mutter und geschickte Lehrer gegeben, später ergebene Freunde und Anhänger und zu Allem, was er unternahm, eifrige Ausführer und die rechte Zeit und Gelegenheit. Das Glück hatte ihn in eine Zeit gestellt, wo so viele und große Gaben den Mann, der lieber im schlechtesten Dorfe der Erste, als in Rom der Zweite sein wollte, an das Ziel seines Strebens führen mußte. Nach den glorreichen Kämpfen der Bürgerkriege stand er als Herr der civilisirten Welt da.

Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Mann einen tiefen Eindruck auf seine Zeitgenossen und auf die Nachkommen machte, und wie er selbst einst beim Anblick der Bildsäule Alexanders des Großen seufzte, daß er noch nichts gethan in einem Alter, wo Alexander das Reich der Perser erobert, so hat bis auf unsere Zeiten herab sein Beispiel Vielen vorgeleuchtet. Jacta est alea! (Die Würfel sind geworfen!) hatte Cäsar am Rubicon gerufen, als er mit dem alten Rechte brach und ein neues Recht, das Recht der Stärke, geltend machen wollte. Jacta est alea! so hören wir nach 1500 Jahren in Deutschland den ritterlichen Dichter Ulrich v. Hutten rufen. Auch er hatte mit der alten Ordnung der Dinge in Kirche und Staat unwiderruflich gebrochen und suchte eine neue Zeit für sein Vaterland herbeizuführen, wie sie ihm wünschenswerth schien, und zwar wie Cäsar durch rasche Entschiedenheit und kühnes Vorgehen gegen Clerus und Fürsten. — Aut Caesar aut nihil! war der Wahlspruch Albr. v. Wallensteins, des würdigen Gegners Gustav Adolfs. Mit großen Gaben ausgerüstet war auch er in eine Zeit gestellt, wo keine Krone so hoch zu stehen schien, daß der kühne Springer sie nicht hätte erreichen können. Darum läßt ihn Schiller sagen, als er, der kaiserliche Feldherr, seine Hand zunächst nach der böhmischen Königskrone ausstreckte:

„Was that ich Schlimm'res,

Als jener Cäsar that —
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich spüre was in mir von seinem Geiste:
Gebt mir sein Glück, das Andre will ich tragen."

Was war dies Andere? Ach! es war die Schuld. Denn Cäsar ist wohl nachahmungswürdig im Einzelnen, z. B. in seiner Milde und Freigebigkeit, aber als Cäsar, der alle Gaben der Natur und des Glückes nur im Dienste seines Ehrgeizes anwendet, ist er nur in der Art nachahmungswerth, wie der ungerechte Haushalter vom Herrn als Beispiel hingestellt wird, weil die Kinder dieser Welt klüger sind in ihrem Geschlecht, als die Kinder des Lichts, weßwegen man in der Geschichte viel von den Kämpfen um eine Königskrone liest, wenig aber von dem Ringen nach der Krone des Lebens, von welcher der Apostel spricht.

---

40. Warum?

Man erzählt, daß Cato der Jüngere seinem Hofmeister gehorsam war und allen Anordnungen desselben nachkam, bei jeder aber nach der Ursache fragte und das Warum erforschte. Denn sein Hofmeister war ein freundlicher Mann, der mehr mit dem Wort, als mit dem Stock zu wirken suchte. Diese Worte aus der vergleichenden Lebensbeschreibung des Cato, die uns Plutarch zurückgelassen hat, fordern zu einigem Nachdenken auf.

Cato hat mit seiner oft wiederholten Frage: Warum? seinen Hofmeister nicht erzürnt, noch dessen Bereitwilligkeit zu antworten erschöpft. Sein Warum? muß also in den Grenzen der Bescheidenheit geblieben sein; sein Warum muß dem Sarpedon einen Geist geoffenbart haben, dessen Verlangen nach den Gründen der Dinge er achtungs- und be-

achtungswerth fand. Vergessen wir aber nicht, daß das Warum, welches junge Leute an ältere und an Vorgesetzte richten, häufiger aus dem Geiste des Widerspruchs, als aus Wißbegierde, häufiger mit der Betonung und der Gebärde des Widerstands, als mit der liebenswürdigen Art jugendlicher Offenherzigkeit und Freimüthigkeit gethan wird; vergessen wir nicht, daß es Fälle gibt, wo das Warum durchaus verstummen soll. Wenn Gott spricht: „an welchem Tage ihr davon esset, werdet ihr des Todes sterben!“ so ist die Frage Warum? von Seiten der Menschen Sünde, und Abraham, der auf den Befehl Gottes: „gehe aus deinem Lande!“ und auf den Befehl: Opfere mir deinen Sohn! ohne Warum? folgte, ist das Vorbild in unserm Verhalten zu Gott. Wenn Krösus seinem Sohne Attys den Waffengebrauch verbietet, so ist das Warum? im Herzen seines rüstigen Sohnes zwar sehr natürlich, aber im Munde desselben nicht gerechtfertigt. Denn der Vater ist durch göttliche Einsetzung verpflichtet, über seinen Sohn zu wachen und ein so gütiger Vater wie Krösus gebot wohl nichts, wogegen sich ein Sohn mit Recht hätte setzen können, wie etwa Jonathan mit Recht den Erwählten Gottes, David, gegen seinen Vater in Schutz nahm. Wenn Pythagoras seinen Schülern jahrelanges Schweigen gebot und erst, nachdem sie schweigen gelernt, ihnen erlaubte Warum? zu fragen, so hatte er wohl begriffen, daß der Glaube die wahre Grundlage des Wissens ist und daß beim Lernen nicht der Vorwitz, sondern das empfängliche Gemüth zum Ziele führt. Er selbst reif an Körper und Geist, reif durch Erfahrung und Wissenschaft, fähig sich selbst Maß und Ziel zu setzen, fragte allerdings bei allen Erscheinungen der Natur, Geschichte und des Lebens Warum? Denn sein Beruf als Philosoph war es, die Gründe der Dinge zu erforschen, und sein Beruf war zugleich sein Lebensglück. Im Gegensatze dazu ist der Beruf eines Soldaten blinder Gehorsam und doch hätten, als Cäsar über den Rubicon ging, seine Leute fragen sollen: Warum? Es fand sich aber nur einer, der also fragte, und der gab sich nicht die rechte Antwort. Die Andern folgten blind, wiewohl sie nicht auf so richtigem Weg geführt wurden, wie es einst 1813 bei dem preußischen Heere der Fall war, als es dem General York folgte.

Aus allem diesem ergibt sich, daß bei der Frage Warum? zuzusehen ist, von wem sie gethan wird, aus was für einem Herzen sie kommt und an wen sie gerichtet ist; daß wenn man

auch durch seine Stellung und durch seine Absicht berechtigt ist, warum zu fragen, die Frage doch stets mit Bescheidenheit gethan werden muß.

---

41. Kallisthenes.

Ludwig Uhland, der gemüthliche schwäbische Dichter, hat eine sinnreiche Erzählung „die Bildsäule des Bacchus" betitelt. Kallisthenes, ein athenensischer Jüngling, kommt nach einer durchschwärmten Nacht nach Haus mit allen Zeichen der Ausschweifungen an sich. Ein Diener leuchtet ihm durch einen Säulengang — da erschüttert ihn der Anblick der Bildsäule des Bacchus. Es ist derselbe Gott, dem er diese Nacht hindurch gedient zu haben wähnte; allein hier steht er in der Vollkraft und Schönheit göttlicher Jugend, während sein vermeintlicher Priester vor ihm sinnverwirrt, kopfschwer, bleich und gespensterhaft einherwankt. Dieser Gegensatz erregt das Gewissen des Jünglings, ihm scheint das Bild strafend zuzurufen, daß der Gott, dem er diene, ein Gott der finstern Unterwelt sei, und nicht der Gott der lichten Höhen, wo die Erde das edelste Gewächs spende. In sich gekehrt und stumm betritt er seine Kammer, entfernt die mißbrauchten Kränze und beschwört bei sich ein heiliges Gelübde.

Was will uns nun der Dichter hiermit sagen? Der Prediger, die zu dem Gewissen des Menschen sprechen, sind viele und zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Menschen sehr verschiedene. Bald versehen die Werke der Schöpfung dieses Amt, oft selbst die allergeringsten, wie man denn erzählt, daß Einem der Ruf der Wachtel, der ihm wie wach! wach! klang, von einer schweren Sünde, die er zu begehen im Begriffe stand, zurückhielt; bald die Schicksale des Einzelnen, wie der jähe Tod des Freundes an seiner Seite den jungen Luther zur Einkehr in sich trieb; bald das Zureden der Menschen, wie Sokrates den Alcibiades oft zur Besinnung brachte; bald das Wort des heiligen Gottes, wie es den Augustinus gleich einem zweischneidigen Schwerte traf. In

unserer Erzählung ist nun ebenfalls ein solcher Prediger geschildert, der für Kallisthenes in einem Werke der Kunst auftrat.

Die griechische Kunst hat nach dem Urbilde der menschlichen Vollkommenheit gearbeitet und demgemäß stellen die Bildsäulen der Griechen nicht nur die schönsten und gesundesten Formen des menschlichen Körpers dar, sondern auch wie der inwohnende Geist sich am angemessensten in den Bildungen und Bewegungen des Leibes offenbaret. An ihnen ist das rechte Maß menschlicher Tüchtigkeit zu schauen von der höchsten Manneswürde, die in Zeus dargestellt ist, herab bis zur holden Kindlichkeit des Eros; an ihnen die Grenzen, jenseits welcher Anstand, Würde und Schönheit nicht mehr bestehen kann, und wie sie aus den Anschauungen der genialsten Männer ihren Ursprung hatten, so bildeten sie eine Schule für das griechische Volk. Wir nennen daher diese Götterbilder nicht Götzenbilder, weil sie die Ideale des Menschen darzustellen suchten und so gar wohl im Stande waren, einen Kallisthenes darauf hinzuweisen, wie häßlich er innerlich und äußerlich sei im Vergleich zu der vollkommenen Gesundheit und Wohlgestalt des Körpers und Geistes, die sich in dem Gotte darstellte, dem er zu dienen wähnte. Daher hat es auch nichts Unwahrscheinliches, wenn von jenem Dieb erzählt wird, daß ihn das Anschauen des olympischen Gottes zur Reue und zum Geständniß brachte.

Indeß Anblick und Verständniß griechischer Bildwerke ist heut zu Tage nur Wenigen zugänglich. Aber mit einem andern Theil der griechischen Kunst beschäftigen sich diejenigen unter uns, die entweder eine höhere Erziehung genießen sollen oder bereits genossen haben. Ich meine griechische Sprache und Literatur in Verbindung mit der von ihr ausgegangenen und abhängigen römischen. Dabei ist freilich die Vortrefflichkeit der Form nicht so augenfällig, wie bei Bildwerken; allein es ist von selbst deutlich, daß der Geist, der in der Sprache weht, und der Inhalt literarischer Werke eine viel wirksamere Lehr- und Zuchtschule abgibt, als Bildwerke. Darum weist der Apostel in seiner Predigt auf dem Areopag die Athener auf etliche griechische Dichter hin, wie Aratus und Kleanthes, welche vor ihm eine wichtige Wahrheit dem griechischen Volke an's Herz gelegt hätten, und in diesem Sinne singt der römische Dichter Ovid:

Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

Kunst und Wissenschaft gelernt,
Rohe Sitte weit entfernt.

Möchten wir, die wir jetzt vor Allem uns auf griechische und römische Sprache und Literatur zu legen haben, die Wahrheit dieser Behauptung an uns spüren. Zugleich aber laßt uns die Weisheit Ovids und Uhlands bemerken, von denen der Eine nur erzählt, daß Kallisthenes ein heiliges Gelübde gethan, nicht aber, daß er es gehalten; der Andere den Einfluß der Kunst und Wissenschaft darein setzt, daß er die Sitten mildere und von Rohheit abhalte, nicht aber, daß er das trotzige und verzagte Herz des Menschen umwandele. Denn die Kraft, heilige Gelübde zu halten und das Herz zu erneuern, gibt allein der Glaube des Christen.

---

42. Ueber die Religiösität der Griechen.

(Xen. Anab. V. 3.)

Ein Schiller'sches Distichon beginnt mit folgendem Hexameter:
„Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie es Andere machen."
Dies sinnige Wort fordert unter Anderm zu einem sorgfältigen Betriebe der Geschichte auf, als in welcher wir erfahren, wie Andere es gemacht haben, und steht passend an der Spitze unseres Aufsatzes, der von der Religiosität der Griechen handeln soll. Begreifen wir diese, so können wir um so mehr verstehen, welche Bewandniß es mit unserer eigenen habe.

Die Zehntausend, so lesen wir in Xenophons Anabasis, verkauften, in Kerasunt angekommen, ihre Beute und bestimmten den Zehnten des Ertrages dem Apollo, dem Nationalgotte der europäischen und der Artemis, der Nationalgöttin der asiatischen Griechen des Heeres. Warum das? Weil sie die Siege über so viele und mannigfaltige Feinde, das Bestehen so vieler Gefahren, das Ertragen der babylonischen Sonne und des armenischen Schnees, das Ueberwinden so vieler Plagen des Hungers, des Durstes, der Nachtwachen, der Krankheiten und Wunden, weil sie mit einem Worte das Gelingen ihres Rückzuges dem

wohlthätigen Einflusse der Götter zuschrieben. Xenophon bemerkt dies zuweilen ausdrücklich, z. B. indem er die Nöthen im Kampfe gegen die Drilen beschreibt, fährt er also fort: Da sie nun nicht wußten, was sie thun sollten, zeigte ihnen die Gottheit den Weg des Heiles.

Diesen wohlthätigen Göttern sollte denn auch die Dankbarkeit ihrer Schützlinge entsprechen. Ihnen gebührte der Zehnten von jenen Gütern, die man ihnen verdankte; ihnen gebührten Tempel und Bildsäulen von Seiten der Gemeinwesen, deren Schutzgötter sie waren; ihnen Weihgeschenke und Votwtafeln von den Einzelnen, denen sie sich hülfreich erwiesen hatten. Auch Xenophon besorgte mit frommer Pünktlichkeit den Auftrag seines Heeres, den Göttern die Spende dankbarer Gesinnung zu opfern. Sein Weihgeschenk im Schatzhause der Athener zu Delphi und die Kapelle zu Skillunt geben Zeugniß davon.

Zu dieser Kapelle gehörte ein bedeutendes Grundstück, und aus den Erträgnissen desselben wurden alljährlich die Kosten zu einem Feste der Artemis bestritten: schwarzes und weißes Brod, Wein, Knupperwerk, Fleisch von Schlachtvieh und Wildpret wurde den Festfeiernden zum Besten gegeben. Männer und Weiber, Jung und Alt, Bürger und Fremde fanden sich dazu ein und durch Genuß und Freude ehrten sie in diesen Tagen ihre Göttin. Vor ihrer Kapelle aber stand ein stetes Ehrendenkmal für ihre Macht und für den unbeirrten Glauben ihres Verehrers, unseres Xenophons, an dieselbe. Es war eine Säule, deren Inschrift gleichsam den Stiftungsbrief des Xenophon und seinen Willen in Betreff des heiligen Gebietes enthielt. „Wer das nicht hält", so schloß die Inschrift, „den wird die Göttin finden."

So war ein stattliches Gut mit seinen Einkünften nicht unter menschlichen Schutz, sondern lediglich unter den Schutz einer Göttin gestellt; so eine bedeutende Stiftung lediglich im Vertrauen auf die Ehrfurcht der Menschen vor der Göttin der Zukunft anheimgegeben.

43. Deodat de Gozon.

Eine Charakterschilderung.

Man hat Schiller einen philosophischen Dichter genannt und, wie es scheint, nicht mit Unrecht. Betrachten wir deßwegen für diesesmal seine Romanze „der Kampf mit dem Drachen“, so begegnen wir darin zunächst ohne Zweifel dem trefflichen Dichter, denn die Begebenheit ist mit aller Frische und Lebendigkeit erzählt, die Umstände sind mit allem Schmuck der Einbildungskraft geschildert und das Ganze macht einen Eindruck, dem sich kein fühlendes Herz entziehen kann. Wir begegnen aber auch dem Philosophen; denn es wird zugleich der Gedanke durchgeführt, daß ein Unterschied sei zwischen christlicher Tugend und anderer.

Deodat von Gozon zeigt sich uns zuerst als ein Ritter voll Muth und Kühnheit. Er nimmt es mit einem Feind auf, dem bereits fünf seines Ordens unterlagen; er verzagt nicht, als ihm im Kampf sein Roß untreu wird; er gibt den Kampf nicht auf, als ihn das Unthier bereits zu Boden geworfen. Und sein Muth ist mit Bedachtsamkeit, seine Kühnheit mit List gepaart. Er zieht nicht auf's Geradewohl in den bedenklichen Kampf; er bereitet sich, sein Roß, seine Hunde durch künstliche, von ihm selbst erfundene Mittel vor. Allein Alles das ist von der Art, daß der Großmeister davon sagt: Ein Mameluk könne es auch.

Ist nun vielleicht das warme Herz, welches im Busen des Ritters für das Leiden seiner Mitmenschen schlägt, die christliche Tugend, welche der Dichter hervorheben will? Denn wir erfahren, daß die Landplage den Ritter sogar im Traume beschäftigte und ihn endlich sein Leben gering anschlagen ließ. Oder ist es der bescheidene Sinn desselben? Wir sehen nämlich den Ritter mitten im Triumphgepränge, in welchem ihn das Volk zum Palaste geleitet, seine besonnene Haltung nicht verlieren und mit bescheidenen Schritten dem Meister gegenübertreten. Oder ist es endlich die Andacht, mit welcher der Ritter vor dem Kampfe in der Kapelle seine Gebete verrichtet? — Gewiß sind warmes Mitgefühl für das Elend der Menschen, Bescheidenheit den Menschen gegenüber und Beugung vor der göttlichen Majestät dem Christen unerläßliche Tugenden;

aber es ist kein Grund vorhanden, solche Tugenden dem Mamelukken abzusprechen.

Auch kann man diese Tugenden üben und zu gleicher Zeit sich Schweres zu Schulden kommen lassen. So sehen wir hier denselben Ritter ungehorsam gegen das Gebot des Meisters, vor dem er so bescheiden hintritt; wir sehen ihn sein Herz vor Gott ausschütten, indem er eine Unternehmung beginnt, die er gar nicht beginnen sollte; wir hören ihn mit vollem Selbstgefühle sagen: ich habe die Pflicht des Ritters erfüllt, während der Großmeister ihm zeigt, daß er seiner That wegen verdiene, aus dem Orden gestoßen zu werden. Das ist aber das Große an diesem Ritter, daß er, sobald der Meister ihn aufmerksam darauf macht, was ihm eigentlich fehle, er dies tief fühlt, er in sich geht und in das Verdammungsurtheil des Meisters einstimmt. All sein Muth und seine Kühnheit, seine Aufopferung, seine Bescheidenheit, seine Inbrunst im Gebete verschwinden vor seinem Blicke im Gefühle der Schuld, die er durch Ungehorsam sich zugezogen, und willig läßt er das strenge Gericht über sich ergehen, das streng zu nennen ihm sein Bewußtsein verbietet. Diese Demuth, meint Schiller, ist die christliche Tugend des Ritters; denn nur der Christ kennt die Sünde in ihrem Wesen und nur aus dieser Erkenntniß geht die Demuth hervor.

Diese Wahrheit macht das Gedicht anschaulich, und da auf der andern Seite es eine Thatsache ist, daß es Ritter von dem freudigem Heldenmuthe Deodats und von der christlichen Einsicht des Großmeisters gab, so liegt wenig daran, wenn auch der Drache den Gluthathem und den Schuppenpanzer, welche ihm die Sage oder der Dichter gibt, nicht gehabt haben sollte.

---

44. Syphax.

Ein Gespräch.

Quintus. Nie habe ich die Trompeten so hell und voll blasen hören als jetzt bei dem Einzuge des Syphax!

Sextus. Nun ich gebe den Trompeten Recht! Ich sehe diesen Einzug als Vorspiel eines Einzuges dieses Königes in Rom an hinter dem Triumphwagen des Scipio.

Q. Siehe! da geht Syphax vorüber. Ein König! das läßt sich nicht verkennen.

S. Ein Königlein der Massäsylier!

Q. Ein Königlein, dem doch die beiden mächtigsten Völker der Welt seiner Zeit den Hof machten.

S. Ja, dem es seiner Zeit erging wie den Göttern, er wurde von zwei sich auf den Tod bekämpfenden Völkern um das Nämliche angegangen und trägt jetzt Ketten.

Q. Doch mit Anstand.

S. Mit einem Anstande, den ich noch an etlichen andern Königen bewundern möchte.

Q. Der Sturz von solcher Höhe in solche Tiefe mahnt gewaltig an die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge.

S. Und gewaltig daran, daß man durch Uebermuth das Schicksal herausfordert. Dieser Mann hat geschaltet und gewaltet, wo nach Recht und Gerechtigkeit Masinissa regieren sollte. Dieser Mann hat ein Weib geheirathet, das nach göttlicher und menschlicher Ordnung des Masinissa Weib sein sollte. Dieser Mann hat mit Bundesverträgen gespielt, als wäre er ein geborener Punier.

Q. Man merkt, du hast die Sophonisba nie gesehen.

S. Ist ihre Schönheit so wunderbar und ihr Betragen so bezaubernd, als man rühmt, so hätte König Syphax thun sollen, wie weiland König Cyrus, von dem man liest, daß er des Abradatas schöne Frau gar nicht sehen wollte.

Q. Ein guter Rath, den du dem Masinissa mit auf den Weg hättest geben sollen, damit seine erste Zusammenkunft mit des Syphax Gemahlin nicht zugleich seine Hochzeit geworden wäre.

S. So etwas können nur Numidier thun!

Q. Ich denke, man darf nur sagen: das hat noch kein Römer gethan, aber nicht: so etwas wird kein Römer thun.

S. Man führt den König in's Prätorium. Ich wünschte wohl zugegen zu sein, um den Ersten der Römer dem Ersten der Barbaren gegenüber zu sehen.

Q. Wie sich ein Römer anders in Ketten benehmen sollte, wüßte ich nicht zu sagen.

S. Schwerer ist es im Glücke sich groß zu zeigen und das wird Scipio.

Q. Ich zweifle nicht und wollte dem Gefangenen wünschen, sein Schicksal hinge allein von Scipio ab. Einst zwang

er den Masinissa in Wildnissen unstät und mühselig sein Leben zu fristen; bald wird er Ursache haben, sich nach jenen Wildnissen zu sehnen.

S. Et poena indomitum frenat amara nefas.
(Frevle unbändig nur fort! Dich zügelt noch bittere Strafe!)

Q. Ein Verslein, das sich nicht nur Könige, sondern auch Republiken zu Herzen nehmen sollten.

---

45. Bücher eine Gesellschaft.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren und erreicht nur in Gesellschaft seine Bestimmung als Glied einer Familie, einer Gemeinde, eines Staates, einer Kirche. Alle rein menschlichen Bedürfnisse können nur in Gesellschaft befriedigt werden. Arbeit und Ruhe, Wissenschaft und Kunst, Freundschaft und Liebe, Ernst und Frohsinn, Volksthum und Weltbürgerthum, Glaube und Hoffnung — Alles beruht auf geselligen Verhältnissen und Verbindungen. Indeß der Mensch ist ein freies Wesen und kann sich dem angeborenen Triebe selbständig widersetzen und es hat seiner Zeit einen Timon von Athen gegeben, der sich wie eine einsam grollende Eule vor der menschlichen Gesellschaft zurückzog. Aber Cicero bemerkt schön: Timon habe dem Triebe doch darin nachgegeben, daß er Jemanden suchte, bei dem er das Gift seines Menschenhasses aussprechen konnte. Ist es aber die äußere Nothwendigkeit, welche den Menschen vom Menschen trennt, so sehen wir, wie Thiere jeglicher Art die menschliche Gesellschaft ersetzen müssen, und jener gefangene Graf Lauzun hätte nicht bitterlicher über den Tod eines Freundes weinen können, als er über den Tod einer Spinne weinte, die seine Gesellschafterin im Kerker geworden war und ihn die Schrecknisse desselben hatte vergessen lassen. Denn die stete Einsamkeit ist dem Menschen erschrecklich, selbst wenn er mitten unter alle Wunder des Paradieses versetzt wäre.

Jene Einsamkeit aber, die der Mensch selbst wählt, um von dem Leben in der Gesellschaft sich zu erholen und dazu

neu vorzubereiten, ist wohlthätig und sie ist es besonders dadurch, daß sie eigentlich keine Einsamkeit ist, sondern nur eine Vertauschung der Gesellschaft. Denn schön antwortete Jener, als ihn ein Schwätzer fragte: wie er seine Zeit so einsam zubringen möchte: er sei erst einsam, seitdem der Frager eingetreten. Was war zuvor seine Gesellschaft? Bücher waren es, denn Bücher sind eine Gesellschaft. Nicht treten im Schriftwort Personen den Personen in ihrer Leiblichkeit entgegen, wohl aber gibt sich die Seele der Seele in demselben zu erkennen, und was Menschen gedacht und gethan, redet in der Schrift zu dem Leser. Es fällt freilich das Wechselverhältniß weg und der Leser empfängt nur, er kann nicht geben. Aber eben dieses Geben war es, was für einige Zeit aus der Gesellschaft hinweg in die Einsamkeit geführt hatte und das Empfangen ist es, was die Gesellschaft der Bücher wünschenswerth machte, zumal in Büchern Alles genauer und sicherer, ruhiger und stiller erscheint als im Umgange mit Menschen.

Wie nun die Kirchengesellschaft die Verbindung der streitenden und triumphirenden Kirche vermittelt, so tritt die Seele dessen, der das Wort Gottes liest, in den ehrwürdigen Kreis der Heroen der Menschheit, der Patriarchen, Propheten und Apostel ein und sowie die Kirchengesellschaft als Bewahrerin der Gnadenmittel für Alle nothwendig ist, so erscheint auch das Wort Gottes als ein nothwendiges für jede Seele, insofern es die wahre Nahrung der Unsterblichkeit ist.

Wie in den Einrichtungen der Staatsgesellschaft sich die Mitglieder eines Volkes vereinigt finden zu gemeinsamen Wirken, so vereinigt das Lesen von Geschichtsbüchern die Seele des Lesers mit allen, die in der Geschichte des Volkes je eine Rolle gespielt haben und warnend und auffordernd, begeisternd und abschreckend, tröstend und erfreuend, belehrend und rathend tritt eine Gestalt nach der andern auf. Wir begleiten den Weissenburger Mönch Otfried in die stillen Mauern seines Klosters und den Wittenberger Mönch Martin auf die Wartburg; wir besuchen den berühmten Canonicus zu Thorn und den bescheidenen Kepler zu Regensburg. Wir unterrichten uns im Sachsen- und Schwabenspiegel und phantasiren mit Justus Möser. Wir holen uns Rath bei dem geistreichen Leibnitz und dem scharfsinnigen Lessing.

Indeß Staat und Wissenschaft haben, wiewohl sie so einflußreich sind, nicht die Eigenschaft alle gleichmäßig in An-

spruch zu nehmen und allgemeine Theilnahme zu erregen. Für die Mehrzahl ist das Privatleben innerhalb der Familie, im Kreise der Freunde und guter Gesellen und Nachbarn und das innere Leben der Einzelnen von viel größerer Bedeutung. Die mannigfaltigen Verbindungen, Verhältnisse, Abwechselungen, Leiden und Freuden in diesen engeren Kreisen, die bei jedem Einzelnen in verschiedenen Farben und Formen sich darstellen, sind das recht eigentliche Gebiet der Poesie und es wird wenige geben, denen die Erzeugnisse der Dichter nicht willkommen und angenehm wären. Die Dichter führen uns durch eine Gallerie von Personen und Zuständen, welche die Stufenleiter der Gefühle vom höchsten Entzücken bis zur schwärzesten Verzweiflung, vom himmelhohen Jauchzen bis zur Betrübniß zum Tode darstellt, und Jedem, er sei wer und wie er wolle, etwas entsprechendes bietet.

Aber mehr als anderswo ist hier die Warnung nöthig, zuzusehen, in welche Gesellschaft man gerathe. Denn die Bücher gleichen auch darin der menschlichen Gesellschaft, daß der Rath des alten Theognis auch von ihnen gilt:

Κακοῖς ὁμιλῶν κ' αὐτὸς ἐκβήσῃ κακός,
Ἐσθλῶν μὲν γὰρ ἀπ' ἐσθλὰ διδάξεαι.

Mit Schlechten wirst du schlecht,
Von Guten lernst du recht.

Es gibt Erzeugnisse der Dichtkunst, die den sinnlichen Lüsten schmeicheln, die Strenge des göttlichen Gebotes verhaßt machen und das Gewissen täuschen. Ein großer Theil der sogenannten Romane ist von der Art, daß der Leser nicht besser daran ist, als wer mit Ehebrechern und Gottesleugnern umgeht. Es trifft sich nicht selten, daß gerade die schlimmsten schön geschrieben sind und unter einem guten Schein ihr Gift verbergen. Latet anguis sub herba — Hinter der Blume birgt sich die Schlange — sagt Virgil und junge Leute besonders, die sich so gerne dem Reize eines so müheloſen in höchster Bequemlichkeit zu genießenden Vergnügens hingeben und wegen ihrer Unerfahrenheit den Täuschungen der Welt ausgesetzt sind, kann man nicht oft genug die Warnung des Pythagoras zurufen: *μὴ γεύεσθαι τῶν μελανούρων* — Otterngift nicht zu kosten. Und an diese Warnung schließt sich in einer Zeit, wie die unsere, ganz natürlich die Warnung vor den Zeitungen. Die bürgerliche Gesellschaft ist in Parteiungen zerspal-

ten und die Parteileidenschaft bewirkt, daß der Zeitungsleser oft in gleicher Lage ist, wie einer, der sich unter Verleumdern und Meuterern befindet.

---

46. Gott verläßt keinen Deutschen.

Alles Gute kommt von Oben und die Pflanze, welche des Regens und Sonnenscheins entbehrt, verkommt wie der Mensch der des göttlichen Segens verlustig ist. Wird dieser Segen von Oben Jemanden entzogen, so sagt man: Gott verläßt ihn, wie wir davon ein Beispiel an Saul haben. Er war König über ein schönes Land und ein wohlhabendes und starkes Volk; er war Sieger über seine Feinde; er war Vater einer zahlreichen Familie. Allein der freudige Geist von Oben verließ ihn. Ein Hirtenknabe wuchs zum Könige an seiner Statt heran; er selbst unterlag seinen Feinden und der Verzweiflung; sein Geschlecht ging unter. Solcher Beispiele zählt die Geschichte noch viele auf und nicht nur von Personen und Familien, sondern ebenso von Völkern. Die nackten, körperlich und geistig schwachen, nicht viel besser als das Känguruh lebenden Neuholländer hat schon mancher Beobachter ein von Gott verlassenes Geschlecht genannt und vergleichen wir die Juden, wie sie jetzt sind in ihrer Zerstreuung und Erniedrigung, mit dem, was sie im Land ihrer Väter waren, so drängt sich ein ähnliches Urtheil auf. Wie müssen wir Deutsche uns nun glückwünschen, wenn wahr ist, was das Sprichwort sagt: Gott verläßt keinen Deutschen.

Es fragt sich aber, ob dies so zu verstehen sei, daß Gott die Angehörigen anderer Völker zwar verlasse, die Deutschen aber nicht. So kann es aber unmöglich gemeint sein; Schrift und Erfahrung widerspricht dem zu deutlich. Wir sehen die verschiedenen Völker Europas von Gott, das eine mit diesen, das andere mit jenen Vorzügen ausgerüstet; wir sehen, wie die Engländer an Macht und Wohlstand die Deutschen übertreffen, wie die Franzosen ihnen an schönen Thaten und großen Männern, die Italiener in den schönen Künsten gleich-

kommen, wie kein Volk sie um die ihnen eigenen Vorzüge beneidet. Dann lesen wir, „es ist hier kein Unterschied unter Juden und Griechen.“ Hier? — wo denn? Unter denen, die an den Sohn Gottes glauben, ist kein Unterschied vor Gott; er ist Allen zumal ein Herr, reich über Alle, die ihn anrufen. Der Reichthum Gottes ist also gleich über alle Völker, die seinen Sohn ehren. Im übrigen aber kann die größte Ungleichheit stattfinden und findet auch wirklich statt. Wie bevorzugt auch irgend ein Volk durch die Trefflichkeit seines Landes und durch die glückliche Wendung seiner Schicksale sein mag, darin liegt keine Bürgschaft, daß das immer so bleibe; daß Gott, der Geber aller dieser Gaben, sie nicht entziehe. Die Griechen waren seiner Zeit das geistreichste und glücklichste Volk der Welt, allein sie hörten auf selbständig, geistreich und glücklich zu sein und schleppten sich mühselig durch Jahrhunderte hin, bis sie neuerdings es wieder versuchten sich herauszuarbeiten. Die Römer waren einst die Herren der Welt und verdienten es eine gute Zeit lang zu sein; allein es kamen andere Zeiten, wo das weltbeherrschende Rom von denen zertreten wurde, die es früher verachtet hatte. Kleinasien, Syrien, Aegypten waren einst blühende christliche Länder, jetzt sind sie armselige muhamedanische Gebiete. Polen war einst ein mächtiges Reich, reichte von der Ostsee bis zum schwarzen Meer, von der Oder bis zum Dnieper; jetzt sind seine besten Söhne in fremden Ländern und es gibt wohl noch Polen, aber kein polnisches Volk mehr. Wohl also den Deutschen, die mit Wahrheit sagen konnten: Gott verläßt keinen Deutschen.

Diese Worte sind ja der Ausdruck solcher, welche die rettende Hand Gottes erfahren haben; solcher, die sich mit Zuversicht der leitenden Hand Gottes überlassen; solcher, die ihr Volk und dessen Geschichte kennen und wissen, daß dieses Volk eine besonders wichtige Aufgabe im Dienste Gottes hat, daß es dazu besonders ausgerüstet ist und daß es freudig seiner Aufgabe genügen will. — Wie nun aber? Wie steht es mit uns? Kennen wir das alte Sprüchwort noch? Brauchen wir es noch? Brauchen wir es noch, weil wir uns als Deutsche nicht blos der Geburt und dem Namen nach, sondern der Sache nach fühlen, weil wir uns im Dienste Gottes wissen? Lebt noch die Treue in uns, welche einst die Grundlage aller Sittlichkeit unserer Ahnen war, welche selbst ihre Feinde rühmen

mußten. Lebt noch der Glaube in uns an den Sohn Gottes, der die Grundlage nicht nur der Tugend, sondern auch der Bildung unseres Volkes wurde?

Unsere Vorfahren konnten einst sprechen: Gott verläßt keinen Deutschen, als vor 1840 Jahren im teutoburger Wald ihre Freiheit und ihr Volksthum gerettet wurde. Die Römer standen damals auf der Höhe ihrer Macht; sie hielten die Deutschen für Leute, die vom Menschen nicht viel mehr hätten, als die Gestalt; sie meinten denselben eine Ehre und eine Wohlthat zu erzeigen, wenn sie sie zu ihren gehorsamen Unterthanen machten und schickten ihre Legionen, ihre Advokaten und ihre Kaufleute, um sie zu verrömern. Auch sahen die Deutschen gar wohl ein, daß die Römer besser aßen und tranken, sich besser kleideten und vieles hatten und wußten, was das Leben verschönert, und waren nicht ungeneigt das anzunehmen und nachzuahmen. Als sie aber merkten, daß es auf etwas ganz anderes abgesehen sei, als sie merkten, daß die Römer Leute ohne Treu und Glauben gegen sie seien, da empörte sich ihr sittliches Gefühl, sie schlugen los und Gott verließ die Deutschen nicht. — Luther konnte einst sprechen: Gott verläßt keinen Deutschen! Die Geistlichkeit seiner Zeit diente dem Mammon, der Wollust, der Faulheit und meinte, das deutsche Volk sei gerade gut genug sie zu nähren und zu pflegen. Diese Unsittlichkeit beleidigte am tiefsten das sittliche Gefühl Luthers. Er stand auf, Einer gegenüber Allen; es drohte ihm Acht, Bann, Tod; allein er that, was er nicht lassen konnte und Gott verließ diesen ächten Deutschen nicht. — Die Deutschen konnten einst sprechen: Gott verläßt keinen Deutschen! als vor 36 Jahren bei Leipzig und Waterloo ihr Dränger und Unterdrücker weichen mußte. Es war nicht alles schlecht, was die Franzosen mit ihrer Herrschaft nach Deutschland brachten; sie räumten viel Unrath weg, den die Deutschen in ihrer trägen und schläfrigen Weise geduldet hatten; sie führten manche nützliche bürgerliche Ordnung ein und wurden deßhalb von vielen Deutschen bewillkommt. Gar bald aber ergab sich's, daß sie keine Treue und Glauben hatten, daß sie Deutschland nur als einen Spielraum für ihren Uebermuth ansahen, daß sie sich nur in Deutschland füttern, mit deutschem Geld ihre Schulden zahlen, mit deutschem Blut ihre Kriege führen wollten. Da empörte sich das sittliche Gefühl der Deutschen und sie setzten die Ehre höher als das Leben.

Tausende gaben freudig Gut und Blut hin, um einen wahrhaft sittlichen Zustand für ihr Vaterland zu gewinnen und Gott verließ sie nicht. — Es können die Deutschen sprechen: Gott verläßt keinen Deutschen, wenn sie die Geschichte ihres Volkes betrachten von der Zeit an, wo es mit Fellen bekleidet in dem vom hercynischen Walde durchzogenen Lande wohnte bis zu der Zeit, wo man der Harfe seiner Dichter in ganz Europa lauschte und den Forschungen seiner Denker nachsann. — Es werden die Deutschen sprechen können: Gott verläßt keinen Deutschen, so lange sie Treue und Glauben halten, so lange sie begreifen, daß sie berufen sind, in Gottesfurcht Wächter geistiger Freiheit und Selbständigkeit zu sein. Es sind viele Anzeigen vorhanden, daß Treue und Glauben im deutschen Lande schwinde. Tausende unter uns haben den Eid gebrochen, den sie den Gesetzen oder dem Fürsten ihres Landes geschworen; Tausende brachen den Eid, den sie vor dem Altare Gottes als Christen oder als Eheleute abgelegt. Leute, die Volkslehrer sein sollen, predigen in unzähligen Büchern und Zeitungen zu Gunsten der Augenlust, der Fleischeslust und des hoffärthigen Wesens; Leute, die das deutsche Volk in Frankfurt vertraten, machten sich groß damit, daß sie weder an Gott noch an seinen Sohn glaubten. Ginge das so fort, so würden wir bald von Gott verlassen werden.

---

47. Sapere aude!

Den Schüler, der in das Thor der Fürstenschule zu Meißen eintritt, begrüßt ein Spruch alter Weisheit. Sapere aude! ruft es ihm entgegen: wage es vernünftig zu sein, besitze den Muth, verständig zu handeln. Man wird es dem Schüler, der dieses Wort zum ersten Mal vernimmt, nicht verdenken, wenn er es nicht sogleich versteht; denn allerdings, es klingt etwas räthselhaft. Er hat wohl von mancher Kühnheit und Wagniß gelesen und gehört, aber kaum noch von der Kühnheit und dem Wagniß vernünftig zu sein. Er hat vielleicht gelesen, daß Jasabeam, Eleasar und Samma Wasser aus dem

Brunnen des von den Philistern besetzten Bethlehems holten, als David darnach lüstern war; oder ihm ward erzählt, daß Leander nächtlicher Weile über den reißenden Meeresstrom der Dardanellen zu seiner geliebten Hero schwamm; oder er hat gehört, daß Comenius durch die Posten der Gallier schlich, die Tiber überschwamm und das Capitol erstieg, um einen Senatsbeschluß zur Bestätigung des Camillus zu holen; oder er weiß, daß Ferdinand von Schill mit seiner kleinen Schaar es wagte gegen den gefürchteten Gebieter Europas sich zu erheben. — Allein in Verlegenheit wird er gerathen, wenn man ihn nach solchen frägt, die ihre Kühnheit damit zeigten, daß sie vernünftig waren.

Und gleichwohl gehört eine nicht mindere, oft eine viel größere Kühnheit dazu, als zu solchen gefährlichen Unternehmungen, wie wir deren einige aufgezählt haben. Wie kommt das? Das Vernünftige ist nicht immer das, was den Menschen gefällt. Sitte und Gewohnheit lassen ihm oft das Unvernünftige als das Natürliche und Wünschenswerthe erscheinen, wie wir von den Chinesinnen lesen, daß sie ihre Füße einpressen, um sich schön darzustellen und daß die Chinesen das verderbliche Opium rauchen, um sich zu vergnügen. Leidenschaft, Vorurtheil und Parteisucht lassen das Verkehrte oft als das Rechte gelten, wie man sich zur Zeit der Kreuzzüge durch Wallfahrten und Bekämpfen der Ungläubigen Gott wohlgefällig zu machen glaubte, wie man zur Zeit der ersten Revolution in Frankreich durch die Guillotine den Staat zu verbessern suchte. Von so verkehrten Sitten nnd Gewohnheiten sich frei erhalten, gegen so unvernünftige Vorurtheile und Leidenschaften auftreten, das ist fürwahr Beweis eines freien Geistes, eines kühnen Sinnes.

Die Aufgabe der Schüler, die in die Fürstenschule zu Meißen eingehen, ist es zwar nicht, gegen Unsitten ihres Volkes aufzutreten, aber auch innerhalb des Kreises der Schule und der Schüler gibt es Unsitten, Vorurtheile und Mißbräuche, von denen sich frei zu erhalten, denen Widerstand zu leisten das Sapere aude! von ihnen verlangt. Die Renommisterei, die burschikosen Arten, das Kartenspiel, das Saufen, das sind grobe Unsitten; die Modenarrheiten, die Betrügereien, die Romanleserei, die Romanspielerei, das sind grobe Mißbräuche auf Gymnasien, die, wenn die Mehrzahl derselben ergeben sein sollte, dem einzelnen Wohlgesinnten es außerordentlich

schwer machen würde, besseren Grundsätzen nachzuleben. Wer das versucht, der wird sich dem Spott, der Neckerei, der Verfolgung jener Vielen aussetzen. Und was hat er davon? Sapere aude! spricht einfach die alte Wahrheit. Sie knüpft keine Versprechungen an den Befehl für denjenigen, der ihn befolgt; denn sie will, daß sie nur ihrer selbst willen, nicht gewisser Vortheile willen geehrt und in's Leben eingeführt werde und sie weiß, daß ein wahrer Verehrer der Wahrheit einen solchen Geschmack an derselben gewinnt, daß er Alles, was ihr widerspricht, für Schaden und für Koth erachtet.

48. Inhalt der zwölften Rhapsodie der Iliade.

Homer beginnt den Gesang mit einer Betrachtung über die Mauer, welche das Schiffslager der Griechen schützen sollte; sie ist ein den Göttern mißfälliges Werk; deßhalb erfüllt sie während des Kampfes ihren Zweck nicht und wird nach dem Kampfe von den Gewässern spurlos vertilgt.

Der Held des Kampfes ist Hektor. Ihn in das rechte Licht zu stellen hat Homer die einzelnen Theile des Gesanges angeordnet. Deßhalb beginnt er die Schilderung des Kampfes mit einer Schilderung Hektors; er gleicht dem Sturmwind, er gleicht dem Löwen, der die Meute der Hunde auseinanderscheucht und die Jäger in die Flucht treibt. Allein in ihm ist nicht blos die stürmische Tapferkeit und Kampflust wie in Asius; er ist ein besonnener Held, der mitten im Siegeslauf den guten Rath des Polydamas hört, vom Wagen steigt und zu Fuße in fünf Haufen gegen die Mauer anrückt, während Asius mit seinem Wagen beim Eindringen in das Thor den Lapithen Peripötes und Leonteus erliegt. Der Kern des Mannes wird aber endlich offenbar bei der Erscheinung eines Götterzeichens. Ein Adler läßt eine erbeutete Schlange, weil sie ihm auch noch in seinen Krallen einen Stich beibringt, herabfallen und fliegt schreiend davon. Derselbe kluge Polydamas findet sogleich die Deutung und dringt auf Rückzug. Das empört den Helden, der den Willen des Zeus kennt, der

nur ein Vogelzeichen achtet: für das Vaterland zu streiten, und er dringt vorwärts und Zeus bekennt sich zu ihm.

Im zweiten Theil der Rhapsodie geht der allgemeine Kampf selbst vor sich. An der Spitze der Griechen fechten die beiden Ajas, Vorkämpfer der Troer sind Sarpedon und Glaukus, d. h. auf beiden Seiten die Gewaltigsten. Der Kampf findet seinen Mittelpunkt am Thurm des Menestheus, der eiligst die Ajanten zu Hülfe ruft. Es fallen Viele, Glaukus muß verwundet das Feld räumen; Sarpedon macht eine Bresche in die Mauer, aber im Ganzen bleibt der Kampf unentschieden. Wenn eine rechtschaffene Wittwe die gesponnene Wolle abwägt, um zu sehen, wie viel sie daran für ihre Kinder verdient habe, so stehen die Wagschalen gleich, wie gering der Verdienst auch ausfallen mag. Und so schwankte auch der Kampf gleich hinüber und herüber bis Hektor den Weg durch die Mauer bahnte. Seine helle Stimme, die zum Angriff auffordert, dringt allen Trojanern zu Ohren und Herzen; er selbst wirft mit einem Feldstein das Thor ein und stürmt, Alles vor sich her mit Flucht und Bestürzung erfüllend, in das Schiffslager.

---

49. Ueber das Theater.

Die würdigste Ansicht über das Theater hat unter den Deutschen Schiller entwickelt. Er weist demselben seinen Rang neben der Kirche und Schule an. „Wie die Staatsgesetze, sagt er, durch Moral und Religion ergänzt werden, so wird die Wirksamkeit dieser beiden letzten und somit die Bildung des Menschen nur durch die Kunst und namentlich durch die Schaubühne vollendet. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als jedes Moralsystem. Sie schnellt die Seele mit tugendhaften Empfindungen und Entschlüssen, erfüllt mit Abscheu vor dem Laster und heilt die große Klasse der Thoren durch Scherz und Spott. Sie ist eine Schule der praktischen Weisheit, eine Wegweiserin durch

das bürgerliche Leben, sie offenbart uns die geheimnißvollen menschlichen Schicksale und bereitet uns vor unser eigenes würdig zu ertragen. Auch der Nationalgeist wird durch sie erweckt und erhalten und endlich gewährt die Bühne die edelste Erholung und reinste Freude, indem sie zugleich über den thierischen Genuß und die Abspannung der Arbeit emporhebt und die verschiedenartigsten Menschen miteinander verbindet, indem sie von ihnen alle Fesseln der Convenienz und der Cultur abstreift und sie mit einander verbrüdert durch das sympathetische Gefühl ein Mensch zu sein."

So Schiller. Sheakspeare scheint der nämlichen Meinung gewesen zu sein. Er hat sich zwar nicht so ausführlich darüber ausgedrückt, seine gelegentliche Aeußerungen stimmen aber mit denen Schillers und seine Werke selbst zeugen davon, daß ihm diese Aufgabe des Theaters vorschwebte, und man kann behaupten, daß die größten Dichter über den hohen Werth der Bühne einig sind. Und fürwahr, es würde sich dagegen kein Widerspruch erheben, wenn alle dramatischen Gedichte den schiller'schen, göthe'schen, sheakspear'schen glichen. Denn diese Männer ehrten die Wahrheit. Allein es ist leider gewiß, daß viele Dichter jenen Heroen der Dichtkunst hierin nicht gleichen. Schiller verlangt ausdrücklich, daß die Bühne mit Religion und Gesetz in Bund trete, daß sie durch die ihr eigenthümlichen Mittel den Einfluß der Religion und des Gesetzes verstärke. Dagegen ist es nur zu gewiß, daß viele Dichter absichtlich oder unabsichtlich der Verneinung und der Lüge dienen und der sittliche Abscheu, den einst C. L. Sand gegen Kotzebues Theaterstücke hatte, ist ohne Zweifel gerecht, wie verabscheuungswürdig auch Sands Selbsthülfe gegen jenen Verderber der Sitten sein mag. Bei so bewandten Umständen bleibt dem Freunde der Jugend nichts übrig als zu hoffen, jenes Wort des Euripides werde sich an ihnen erfüllen, daß ein gutgearteter und guterzogener Mensch unversehrt auch aus den tollen Orgien des Bacchus hervorgehen werde, wenn sie ohne Wissen und Willen hineingerathen sind. Auch dürften folgende Regeln nicht ohne Nutzen sein.

1) Sei auf deiner Hut, wenn dich das Theater im Widerspruch mit deinen Eltern und Vorgesetzten bringt.

2) Sei auf deiner Hut, wenn du lieber in's Theater als in die Kirche gehst.

3) Sei auf deiner Hut bei jedem Stücke, dessen Verfasser dir nicht als Freund der Religion und des Gesetzes bekannt ist.

---

50. Ein Spaziergang.

Endlich am 22. Juni, Nachmittags 1 Uhr, kam der Spaziergang zu Stande, den wir schon zweimal vergeblich angeregt hatten.

Jam pater Aeneas et jam trojana juventus
Conveniunt

und zwar diesmal beim lochischen Zimmerplatz. Von da ging's über den bubenhäuser Damm durch das Wiesenthal der Horn, dessen duftiges, die halbe Manneshöhe erreichendes Gras eben unter der Sichel fiel. Hierauf durch Bubenhausen auf den bubenhäuser Berg. Das kostete Schweiß. Um so willkommener war uns die Wolfsacht, ein langgestreckter Wald, lucus laetissimus umbrae, den wir mitten durchschnitten bis dahin wo die alte herzogliche Straße von Mittelbach nach Blieskastel ihn durchschneidet. Diese blieskasteler Straße führte uns in südlicher Richtung nach Mittelbach, während wir bisher westlich gegangen waren. Sie ist mit Kirschbäumen besetzt, deren Früchte uns bei der großen Hitze verführerisch anlächelten, allein vetitum nefas! Mittelbach selbst liegt im engen Thale der Bickenalb, die wir überschritten um die Höhe zu ersteigen, welche das Bickenalbthal von dem Hornthal trennt. Diese Höhe ist von einem Wäldchen gekrönt, das wir durchwanderten. Da wir aus demselben heraustraten, da hieß es auch bei uns

Jamque adscendebant collem, qui plurimus urbi
Imminet adversasque adspectat desuper arces.

Denn Hornbach lag vor unsern Blicken, freilich noch eine halbe Stunde entfernt; weil es aber an einem Bergabhang liegt, ganz übersehbar. Wir genossen, in's Gras gelagert, die Aussicht auf den Stubbacher Hof unmittelbar unter uns, auf die große Krümme des Hornthals und auf

den Bergrücken im Süden, auf welchem die französische Grenzlinie hinläuft. Bergabwärts ging's durch Felder, im Thal an den Wiesen vorbei durch das schlechtgepflasterte Hornbach von einem Ende bis zum andern, wo uns die oberlingerische Gartenwirthschaft auf der Insel empfing. Da hieß es: caseus et panis sunt optima fercula sanis und man konnte zusehen, wie

οἱ δ' ἐπ' ὀνείαϑ' ἑτοῖμα προκείμενα χεῖρας ἔβαλλον.

Auch das Bier wurde nicht verschmäht. Nichts störte das Behagen, als etwa etliche Fidibus, die, wie sich beim Eröffnen derselben ergab, früher Prolocoarbeiten zweibrücker Schüler waren.

habent sua fata libelli!

Manche dachten da an die Scriptionen, die sie leider schon gemacht, manche an die, welche sie leider noch zu machen hätten, manche an die Eitelkeit aller Dinge. Einige suchten sich dadurch zu erheitern, daß sie Kegel schoben, wobei sie nicht viel Ehre einärnteten. Mehr Anerkennung fand der Gesang der heimkehrenden Gesellschaft in den Dörfern Althornbach und Rimschweiler. Um 8 Uhr waren wir wieder wohlbehalten daheim.

---

51. Archimedes und der Schüler.

Das Leben der Denker und Forscher ist gemeiniglich ein stilles, zurückgezogenes, von dem Lärm des Marktes und dem Kampf der Parteien entferntes. Bisweilen aber gibt der Lauf der Dinge Gelegenheit zu zeigen, wie wichtig für den Staat und die Menschheit das sein kann und sein soll, was einsames Studium, was Versenkung in die Geheimnisse der Natur und des Geistes gefunden haben. So war es bei Archimedes. Als die Mauern der Stadt und die Tapferkeit der Truppen keine Gewähr mehr gaben für die Rettung des Staates, da trat Archimedes mit seiner Kunst in's Mittel und verschob den Fall seines Vaterlandes, bis das Schicksal desselben erfüllt war. So ist Archimedes das Musterbild eines Philosophen, und mit Recht legt Schiller demselben, als dem Meister der Wissenschaft, die Belehrung über das

Wesen derselben in den Mund in dem kurzen und sinnreichen Gedicht „Archimedes und der Schüler." Der Schüler begehrt in demselben in die göttliche Kunst eingeführt zu werden, die dem Vaterland so große Dienste geleistet. Der Meister antwortet: Göttlich sei die Kunst gewesen, auch ehe sie dem Vaterland genützt und fordert den Schüler auf zu unterscheiden zwischen der göttlichen und der sterblichen Kunst. Seine Meinung scheint folgende zu sein. Man kann aus zwei Gründen studiren. Der nächste Grund ist der Nutzen und zwar der Nutzen des Studirenden selbst; denn das Studium nährt seinen Mann und gibt ihm eine ehrenvolle Stellung im Staat. Oder es ist der Nutzen des Vaterlandes und der Menschheit; denn die Wissenschaft ist eine Quelle des äußeren Wohlstandes, ein Mittel der Erhaltung und Beförderung der heilsamsten Anstalten des Staates zu seiner innern Verwaltung und zu seinem äußern Schutz, und was dem einem Staat nützt, das kann durch diesen der ganzen Menschheit förderlich werden. Wer also des Nutzens wegen studirt, der hat guten Grund dazu und wenn er nicht blos seinen, sondern des Vaterlandes und der Menschheit Nutzen bedenkt, so ist er zu loben, daß er studirt. Aber Archimedes nennt dies Studiren doch nur ein Freien um das Weib. Er selbst hat um die Göttin gefreit, d. h. der innere unwiderstehliche Drang seiner Seele führte ihn zu der Wissenschaft. Tief in seiner Seele lag ein Trieb, dem Urquell alles Lebens, aller Ordnung und aller Liebe nahe zu kommen, Gottes Gesetz in der Natur und seinen Willen in der Brust des Menschen kennen zu lernen und zu begreifen und so fand seine Seele ihre einzige Befriedigung in der Wissenschaft, sie stillte ihre tiefste Sehnsucht, sie war ihr so nothwendig, wie die Lebensluft dem Körper. Er fragte nicht, was nützt sie? aber der Nutzen stellte sich von selbst ein, ganz ähnlich wie der Herr sagt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird Euch das andere zufallen. Nicht in Jedem ist jener innere Trieb nach Erkenntniß Gottes, seiner Schöpfung und seines Willens so stark wie in Archimedes. Je schwächer er aber ist um so unlustiger ist das Studiren, und wer nur um seines Nutzens willen studirt, dem wird das Geschäft oft eine wahre Pein; denn der Nutzen, den man noch nicht genießt, scheint der Mühe, die man hat, nicht zu entsprechen.

52. Die deutsche Kunst.

Nach Schiller und Klopstock.

Die Kunst ist ihrer Natur nach an die Reichen, die Großen, die Mächtigen der Erde angewiesen. Sie setzt überall ein civilisirtes Volk voraus und in einem solchen ist ihr Dasein an zwei Bedingungen geknüpft, honos et praemium. Was nun die bildenden Künste betrifft, so sind diese vielfach von Staatswegen gepflegt worden. Das priesterliche Aegypten baute den colossalen Tempel von Theben, das despotische Babylon die Gärten der Semiramis, das republikanische Athen die Propyläen, die römischen Cäsaren ihre Triumphbögen, die deutschen Städte ihre Dome. Denn die bildende Kunst vermag unmittelbar den Zwecken des Staates und der Staatsreligion zu dienen; die Wissenschaft aber und besonders die Dichtkunst verlangt auch ein eingehendes Gemüth und hat sich daher vorzugsweise an Fürsten angeschlossen, die Sinn dafür hatten. So finden wir den Anakreon, den Simonides, den Pindar an den Höfen der Tyrannen Pisistratus, Polykrates und Hiero; so den Virgil, Horaz und Ovid in der Gunst des Kaisers Augustus; die Harfe der Minnesänger ertönte auf den Burgen der Hohenstaufen und des Landgrafen von Thüringen; Lorenz Medicis fand seine schönste Erholung von Staatsgeschäften im Umgange mit Gelehrten und Dichtern; Ulrich von Hutten wurde von Kaiser Maximilian bekränzt, Corneille und Racine von Ludwig XIV. besoldet und Sheakspeare durfte für seine Königin die lustigen Weiber von Windsor schreiben. Nur der neueren deutschen Kunst sollte es nicht so gut werden. Sie fand nicht nur keine Unterstützung bei den Fürsten, sondern derjenige, der am meisten im Stande gewesen wäre, sie zu heben und den sie am meisten gefeiert hat, König Friedrich II. von Preußen, verachtete und schmähte sie, während er sich durch Wort und That den Fremden zuwandte. Wenn sie nun trotz dem, daß ihr Ehre und Lohn abging, nicht nur bestand, sondern auch sich ausbildete und ausbreitete, so ist es die gesunde und kräftige Natur des deutschen Geistes, wodurch sie sich geltend machte, wodurch sie sich selbst ihren Werth schuf und gestützt auf die ursprüngliche Befähigung zur Kunst hatten die Deutschen das Recht, den

Zwang der Regeln, den Ueberlieferung und Herkommen und das Ansehen großer Kunstrichter den Dichtern anderer Nationen, besonders der französischen, aufgelegt hatten, sich zu entziehen und ihre eigenen Bahnen zu verfolgen. Und da sie auf diesen Bahnen an einem Ziele angelangt sind, wo ihre Literatur sich mit der jedes andern Volkes messen kann, wo der Vorrang deutscher Kunst selbst vom Auslande anerkannt wird, so hat sie sich auf die würdigste und glänzendste Weise an ihrem Verächter gerächt, während derselbe seinem Ruhme eben durch diese Verachtung nicht wenig geschadet hat.

---

53. Die Triebfedern.

Schiller hat sich als Historiker und Philosoph, als Dramatiker und Lyriker so hervorgethan, daß es schwer sein möchte, zu unterscheiden, in welchem Fache er größer war. Aber auch als Epigrammatiker blieb er nicht zurück, wie die große Anzahl seiner witzigen und sinnreichen Distichen zeigt. Wir behandeln eines derselben, das betitelt ist: die Triebfedern und also lautet:

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe!
Freude, führe du mich immer am rosigen Band!

Wenn der Apostel Paulus zu den Christen in Rom sagt: Ihr habt nicht einen sklavischen Geist erhalten, — so setzt das voraus, daß der sklavische Geist sprüchwörtlich und übelberüchtigt war. Und wie konnte das anders sein? Die Sklaven waren, was sie waren, nicht freiwillig, sondern gezwungen, oft auf die grausamste und ungerechteste Weise gezwungen. Ihren Göttern, ihrer Heimath, ihrem Bürgerrechte, ihrer Familie entrissen, dienten sie einem nur allzuoft unbilligen und harten Herrn und empfingen oft für die gewissenhafteste Arbeit nur Hohn und Schläge, wie wir von dem Philosophen Epiktet lesen, daß ihm, als er in den Steinbrüchen arbeitete, sein Herr, ohne weiteren Grund zu haben als seine souveräne Willkür, das Bein zerschlug. Das ist ja wohl der eiserne Stab, von dem Schiller spricht. Dem Stoiker Epiktet zer=

brach dieser eiserne Stab lediglich das Bein; am Gemüth und Willen schadete er ihm nicht. Er blieb nach wie vor der hochgesinnte, über sein Loos beruhigte und seine Pflicht erfüllende Mann. Allein wie wenige Epiktete gab's unter den Sklaven? Die meisten derselben wurden durch ihre Stellung und die Behandlung, die sie erfuhren, eben so bürgerlich und äußerlich, als sittlich und innerlich entwürdigt und verschlechtert und einer der offenbarsten Züge dieser Menschenklasse war der, daß lediglich die Furcht sie dahin bringen konnte, ihre Obliegenheiten zu erfüllen.

Dasselbe kann man auch noch heutzutage von den Sklaven derjenigen Länder sagen, wo diese barbarische Einrichtung noch herrscht. In unserm Vaterlande gibt es jedoch, Dank dem Christenthum! keine Sklaverei mehr, und Schiller kann also nur uneigentlich von Sklaven reden. Sklaven aber im uneigentlichen Sinne des Wortes — ach! die gab es und gibt es in großer Anzahl überall und zu allen Zeiten. Wer kennt nicht irgend einen von den zahllosen Menschen, die, was ihnen obliegt, nicht thun würden, wenn die Furcht sie nicht triebe, von dem muthwilligen Schusterjungen an, der beim Schuhflicken den Riemen seines Meisters fürchtet, bis zu dem gewitzigten Manne, der aus Furcht vor Tod und Hölle die Gebote Gottes erfüllt. Die Liebe, sagt das Christenthum, treibt die Furcht aus, und was der Glaube der Christen Liebe nennt, das nennt unser Dichter Freude. Denn die Liebe zu einer Sache äußert sich in der Freudigkeit, mit der man sie betreibt, und Liebe und Freude sind es also, die den Menschen dem Zustande der Sklaverei entnehmen, die den eisernen Stab in das rosige Band verwandeln, die das charakteristische Merkmal des Freien ausmachen.

Kein Nachdenkender kann diese Schiller'schen Worte lesen, ohne sich zu fragen: gehöre ich zu den Freien oder zu den Sklaven? folge ich dem eisernen Stabe oder dem rosigen Bande? Wohl dem, der sich des letztern bewußt ist! Diejenigen aber, die noch keine Freude an den Arbeiten gewinnen konnten, die mögen beherzigen, daß die Jugend durch Gehorsam zur Freiheit geführt wird, daß sie also durch aufrichtiges Eingehen in den Willen ihrer Aeltern und durch Befolgung der Vorschriften ihrer Lehrer zu dem gelangen können, was Andere durch die Gunst der Natur erlangt haben.

54. Die Flucht des Sertorius.

Die Fußtapfen eines tüchtigen Menschen pflegen ein Denkmal irgend einer Tugend, irgend einer tapfern oder guten That zu sein und da, wo solche Fußtapfen sich einprägen, ist ein für die Geschichte der Menschheit oder eines Volkes oder einer Familie geweihter Boden. Nehmen wir hiervon ein Beispiel aus dem Leben des Sertorius.

In der Gegend, wo der Fluß Aigues aus den Alpen in die Rhone eilt, um den reißenden Lauf dieses Stromes zu verstärken, da erzählt man sich von einem kühnen Schwimmer, der den gefährlichen Weg von einem Ufer zum andern glücklich zurücklegte. Die Entfernung beider Ufer ist nicht so groß, als von Sestus nach Abydus — die Brücke bei Pont St. Esprit hat eine Länge von 1500′ — allein das Seewasser trägt besser als Süßwasser und die Strömung der Rhone ist stärker, als die des Hellespontes. Leanders Arme waren frei; allein der Schwimmer über die Rhone war in seiner kriegerischen Rüstung und trug sein Schild. Leander war nur von dem Pfeil des Liebesgottes verwundet, eine Wunde, die bekanntlich zu Anstrengungen der Art Riesenkräfte verleiht; Sertorius hatte den Stahl eines Teutonen in seinem Leibe gespürt, und die Rhone wusch ihm sein Blut ab. Leander kam mit geschonten Kräften an's Ufer und wählte sich den passendsten Platz, von welchem aus er in das kalte Bad stieg; Sertorius war ein Vorfechter gewesen in dem furchtbarsten Kampfe, den Römer je zu bestehen hatten, und hatte jetzt keine Wahl. Tausende seiner Cameraden lagen hinter ihm erschlagen und die Schlächter konnten ihn jeden Augenblick erreichen; Tod und Leben stand auf einer Minute, da stürzte er sich von dem hohen Ufer in den Fluß.

Der Fluß konnte sein Grab werden. — Nun dann hatte Sertorius das vor jenen Tausenden voraus, daß er nicht von den wüthenden Händen der Barbaren gefallen war. Allein er wurde nicht sein Grab, sondern die Wiege seines Ruhmes. Nicht umsonst sollte er nach altrömischer Sitte seinen Körper auf dem Marsfelde geübt, sich in Entbehrungen und Strapazen versucht, sein Leben von den Wollüsten jener Zeit rein erhalten, mit Hingabe und Aufopferung für des Vaterlandes Ehre und

Größe gekämpft haben. Achtzigtausend Römer und Bundesgenossen sollten damals umkommen, um Rom zu zeigen, was es heiße: „tolosanisches Gold zu haben", und was sie von den Germanen zu erwarten hätten. Zehn sollten übrig bleiben, um die Trauerkunde zu den verschiedenen betheiligten Völkern zu bringen. Einer aber, um den Barbaren zu zeigen, daß Rom's Stunde noch nicht gekommen sei; denn so lange Rom Männer wie Sertorius hatte, war sein Untergang noch aufgeschoben.

---

55. Drei Beweggründe zum Studium.

Es ist von Wichtigkeit, daß man sich bei Zeiten klar werde, warum man diesen oder jenen Beruf ergriffen habe und vor Allen gebührt denen, welche die wissenschaftliche Laufbahn gewählt haben, dies zu erwägen und zu beherzigen. Ihnen gibt Schiller in mehreren seiner Gedichte einige Anleitung, wiewohl er darin keineswegs alle Beweggründe aufführt, welche die Jugend zum Studium hinführen.

Von den drei Beweggründen, welche wir aus seinen Gedichten entnehmen können, wird der erste anschaulich im Beispiel des Archimedes, der die Kunst eine göttliche an sich nennt, abgesehen von allem Nutzen, den sie etwa stiftet. Sah aber Archimedes die Kunst als etwas Göttliches an, so muß Liebe zu göttlichen Dingen ihn der Kunst zugeführt und er muß in sich Kraft gespürt haben, göttlichen Dingen nachzustreben. Wir nennen diese Kraft im Gebiete der Kunst und Wissenschaft Genie.

Den zweiten Beweggrund gibt uns der Jüngling an, welcher von Archimedes in die Kunst eingeweiht zu werden verlangt. Er hatte mit dem Erstaunen eines für wahre Größe empfänglichen und mit der Freude eines patriotischen Herzens gesehen, wie Archimedes durch Maschinen die Anstrengungen eines tapferen feindlichen Heeres und die Plane eines kriegskundigen Feldherrn vereitelte, darum wollte er eine Kunst erlernen, die dem Vaterlande so heilsam schien.

Was den dritten Beweggrund betrifft, so behauptet Schiller: Viele sehen die Wissenschaft nicht als eine Göttin an, sondern als eine Kuh, welche sie mit Butter versorgt, oder mit andern Worten: Viele studiren, um ihr Brod zu verdienen.

Man sieht es dem Distichon, in welchem Schiller das sagt, an, daß er mit diesen Leuten schlecht zufrieden ist. Das Brodverdienen aber — das kann es nicht sein, was Schillern mißfällt; denn was ist natürlicher, als daß Jemand sein Brod zu verdienen sucht? was billiger, als zuzugeben, daß Jeder es auf die ehrenvollste Weise sucht? Jene Gesinnung aber, welche das Erhabene und Göttliche zum Gemeinen herabzieht, diese ist es, die Schiller geißelt. Wie es das gesunde Gefühl beleidigt, wenn der Eine Freundschaft schließt lediglich, um durch den Freund empfohlen, befördert, unterstützt zu werden; der Andere eine Ehe eingeht, lediglich um zu Vermögen zu kommen, so empört es den Freund der Wissenschaft, wenn er sieht, daß so Viele nur des Fortkommens wegen studiren oder wie Schiller anderswo sagt, daß so viele Eulen sich zum Lichte drängen.

Wie viel edler erscheint gegen solche jener syracusanische Jüngling? Nicht sich und seine Bedürfnisse hat er im Auge — sein Herz umfaßt mit Liebe und Begeisterung das Wohl des Gemeinwesens, dem er angehört; diesem soll Alles förderlich sein; diesem auch die Wissenschaft dienen. Auch Archimedes war der Meinung des Jünglings und hat es durch die That bewiesen, daß er sich und seine Kunst dem Vaterlande widmete. Allein Archimedes kannte noch einen Höheren, dem er durch seine Kunst zwar nicht nützen, wohl aber gefallen wollte, den er durch seine Kunstwerke zu ehren und zu verherrlichen suchte, dem er durch seine Forschungen näher zu kommen hoffte. Es war das der nämliche, von dem er die Liebe und die Kraft zum Studium erhalten zu haben sich bewußt war.

56. Die Macht der Eumeniden.

Nach Schillers Gedicht: „Die Kraniche des Ibykus.“

Eumeniden waren Straf- und Rachegöttinnen für diejenigen, welche gefrevelt hatten. Als solche standen sie am Throne Jupiters, bereit auf dessen Wink und Willen den Frevler zu verfolgen und waren nicht minder im Hades beschäftigt, die Verdammten zu quälen. Man dachte sich deren drei, nämlich Alekto, d. h. Unaufhörliche, Megära, d. h. Hasserin, und Tisiphone, d. h. Bluträcherin. Ihre Erscheinung wurde grausig geschildert: riesige Leiber in schwarzen Gewanden; in entfleischten Händen düster brennende Fackeln; blutlose Wangen von Schlangen umzischt, welche die Stelle von Haaren vertraten. Ihre Stimme zerreißt das Herz des Sünders, sie umschlingen denselben mit geheimen Banden, indem sie ihm die Besinnung rauben, das Herz bethören und sein innerstes Mark verzehren. Sie folgen ihm auf Schritt und Tritt, und wenn er zu entfliehen glaubt: sie ermatten nicht; wie geflügelt sind sie ihm zur Seite und werfen ihm Schlingen um den flüchtigen Fuß, bis er fällt, bis er in den Hades hinabstürzt. Und wäre nur hier ein Ende der Verfolgung, aber gerade hier ist der Frevler rettungslos in ihrer Gewalt.

Ein Beispiel, wie diese Macht der Eumeniden im Verborgenen wirkt, wie sie unerforschlich und unergründbar dem Sünder sein Verhängniß bereitet, wie sie zwar das Sonnenlicht meidet, aber sich tief im Herzen verkündet, ist die Geschichte des Ibykus. Dieser Sänger wird im heiligen Hain Poseidons von zwei Räubern ermordet, eben als die isthmischen Spiele gefeiert werden und der ungeheure Zusammenfluß von Menschen bei einem solchen Feste scheint alles Nachforschen nach den Mördern zu vereiteln. In der That sitzen auch die Mörder unbekümmert und sorglos im Theater wie jeder Andere. Ein Chor von Eumeniden tritt auf und ein Gesang, der dem furchtbaren Geschlechte der Nacht entspricht, füllt das Haus. Allein auch dies scheint keinen Eindruck auf die Frevler zu machen. Da fliegt ein Zug Kraniche über das Theater hin, und alsbald hört man Jemanden rufen: Sieh

da die Kraniche des Ibykus! Das war ein Ausruf, den die Eumeniden hervorgelockt hatten. Er führte die Entdeckung der Mörder herbei; denn sogleich ergriff man den Rufenden und den Angeredeten und sie gestanden vor den Prytanen, daß dies die nämlichen Kraniche seien, welche Ibykus, als er von ihrer Hand fiel, angerufen und zu Anklägern seiner Mörder bestellt habe.

Schon die denkenden Menschen des heidnischen Alterthums wußten, daß die mythischen Eumeniden nur das als Personen vorgestellte böse Gewissen und die strafende Gerechtigkeit Gottes seien, und einer derselben sagt ausdrücklich: Gestraft werden die Frevler dadurch, daß die Furien sie beunruhigen und verfolgen, nicht sowohl mit brennenden Fackeln, sondern durch des Gewissens Angst und Pein. Darin hat also der Christ vor dem denkenden Heiden nichts voraus. Allein über einen wichtigen Punkt, der bei den Eumeniden zur Frage kommt, hatte das Heidenthum keine Gewißheit, während das Christenthum die erfreulichste darbietet. Schiller läßt die Eumeniden sagen: Versöhnen kann uns keine Reu, und allerdings gehörte dieser Zug zu der Vorstellung der Eumeniden. Wie trostlos indeß ein solcher Glaube sei, fühlte das Alterthum nicht minder, wie wir und sprach es z. B. in der Geschichte des Orestes aus. Diesen Muttermörder verfolgten die Eumeniden lange Zeit, allein sie wichen von ihm, als er der Göttin Bildniß und seine Schwester von Tauris zurückbrachte. Man sieht aber sogleich, daß die Sühne des Orestes, wenn sie eine war, eben nur für Orestes Sühne war und daß die Gewißheit einer allgemeinen Versöhnung dem Alterthum abging, eine Gewißheit, welche den wesentlichen Unterschied in der Vorstellung des Christen und des Heiden von der Macht der Eumeniden bildet.

---

57. Beschreibung der Lage von Zweibrücken.

Da, wo jene nördliche Fortsetzung der Vogesen, welche man die pirmasenser Höhe nennt, aufhört, die zwei Wiesenthäler der Erbach und Hornbach zu trennen, weil sie selber

in das vereinigte Wiesenthal dieser Bäche ausläuft, und zwar eben am Fuße dieser auslaufenden Höhe, zieht sich derjenige Theil der Stadt hin, den man die alte Vorstadt nennt. Sie besteht aus einer Gasse, welche, indem sie den südlichsten, mithin den höchsten Anfang nimmt, von Süden nach Norden bis zu dem linken Arme der Erbach und der Fruchthalle daran herabläuft und rechts drei, links zwei von Osten nach Westen gerichtete Gassen begrenzt. Zwei dieser Gassen ziehen sich sehr unregelmäßig und weitläuftig rechts und links am Saume der Höhe hin; jene nordwärts laufende Straße aber setzt sich jenseits des linken Erbacharmes in dem Stadttheile fort, der schlechtweg die Stadt heißt.

Diese beginnt rechts mit der Kaserne, links mit dem Rathhaus und besteht erstens aus einem freiem Platze, den auf drei Seiten Häuser, auf der vierten oder nördlichen Seite das ehemalige herzogliche Schloß einfaßt und auf welchen die Alexanderskirche über ihr angebaute Häuser hereinschaut. Was man aber im allerengsten Sinne die Stadt nennt, ist die von Süden nach Norden laufende Hauptstraße, die durch einige Verbindungsgäßchen mit einer kürzeren, links sich hinziehenden Parallelgasse verbunden ist. Sie selbst setzt die Stadt fort bis zum rechten Arme der Erbach, Canal genannt, über welchen zwei Brücken in die neue Vorstadt führen.

Diese folgt theils dem Laufe des Canals, so daß dessen rechtes Ufer von der oberen kleineren Brücke bis zu der größeren unteren ein mit Lindenbäumen besetzter Platz, von da ein Baumgang einfaßt; theils setzt sich in derselben jenseits der größeren Brücke die Hauptstraße nordwärts fort bis hinauf an den Kreuzberg, einen Theil der auerbacher Höhe, welche das Erbachthal rechts begrenzt; theils endlich umsäumt die neue Vorstadt rechts und links von dieser Straße den Fuß der genannten Höhe und links zwar soweit, daß das nächste Dorf Ernstweiler mit der Stadt verbunden zu sein scheint.

Die neueren Stadttheile sind begreiflicher Weise die gefälligeren, besonders die neue Vorstadt mit Ausnahme jenes Theiles, der sich den Kreuzberg hinaufzieht. Weil diese Vorstadt zum Theil an der Sonnenseite der auerbacher Höhe liegt, so sind die Bauplätze in dieser Gegend gesuchter; doch findet auch die alte Vorstadt ihre Liebhaber, besonders jener

Theil, der sich unter dem Namen „Landauer Straße“ ostwärts hinzieht, wo schon längst am linken Erbacharm das ehemalige herzogliche Gartenschloß, Eremitage genannt, steht. Der lebhafteste Theil der Stadt ist die Hauptstraße, die aber wegen ihrer niedrigen Lage leicht Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Denn wiewohl die Hornbach westwärts in ziemlicher Entfernung von der Stadt vorbeifließt, so wachsen ihre Gewässer durch das Schmelzen des Schnees oder bei anhaltendem Regen doch öfters so an, daß sie bis in die Stadt hereindringen, zumal sie weit über das linke Ufer auszutreten durch die das Hornbachthal links begränzende bubenhäuser Höhe verhindert werden. Die Erbach aber, welche, weil sich ihr linker Arm wieder spaltet, in drei Abtheilungen die Stadt durchfließt, führt bei solchen Gelegenheiten eine nicht geringere Wassermasse herbei.

Am schwersten fühlt diesen Uebelstand die Parallelgasse der Hauptstraße, Hintergasse genannt, die daher auch die feuchteste ist. Auch sind die Häuser darin unansehnlich und selbst die Karlskirche darin so gebaut, daß sie der Gasse kein Ansehen gibt. Hat man in dieser Gegend der Stadt von Wasser zu leiden, so stört der Exercierplatz, der sich auf der nördlichen Seite des Schlosses zwischen den mit Waschhütten umgebenen linken und den mit Baumgängen geschmückten rechten Erbacharme ausdehnt, sehr oft durch Wind und Staub. Am freiesten von solchen Uebelständen möchten die Häuser im südlichsten Theil der Stadt sein, wo das Gymnasium liegt. Gärten freilich werden nützlicher in dem fruchtbarerem Thalgrunde angelegt.

---

58. Die natürlichen, politischen und Sprachgrenzen Deutschlands.

Wer nach den Grenzen eines Volkes fragt, der fragt darnach, wo die Sprache desselben anfängt oder aufhört; denn die Sprache ist das eigenthümlichste, am meisten bezeichnende und unterscheidende Merkmal eines Volkes; alle anderen, als: leibliche Bildung, Tracht, Sitten, Gebräuche,

Religion, bürgerliche Einrichtungen und Regierungsverfassung können mehrere Völker so mit einander gemein haben, daß der Unterschied sich äußerlich als unbedeutend darstellt. Volksgrenzen und Sprachgrenzen fallen somit zusammen, und auf das deutsche Volk angewendet, ergibt sich uns Folgendes. Die deutsche Sprache geht im Norden bis an die Schley; jenseits derselben gehört das Herzogthum Schleßwig ihr nicht mehr ausschließlich. Im Westen ziehen wir eine Linie vom Dollart bis Luxemburg, um im Allgemeinen die Grenze gegen das Niederländische und Wallonische zu bezeichnen. Eine Linie von Luxemburg bis an die Rhone bei Sitten wird ungefähr das Französische abschneiden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die deutsche Sprache in den unter französischer Herrschaft stehenden Ländern Elsaß und Lothringen täglich an Boden verliert. Die Höhe der Alpen von den Quellen der Rhone bis zu denen des Isonzo scheidet hierauf im Süden das Deutsche und Italienische. Kärnthen und Steyermark südlich der Drau, das Gabelland der Drau und Mur und die ganze Krain sind Länder, wo Deutsch und Slavisch gemischt vorkommen, doch so, daß das Deutsche sich immer weiter ausbreitet. Im Westen dehnt sich das Deutsche einerseits bis an die Raab vor, andererseits ist es ihm in Mähren und Böhmen noch nicht gelungen, was in Schlesien und Ostpreußen gelungen ist, was in Posen und Westpreußen zu gelingen scheint — den größeren Raum einzunehmen. Die Sprachgrenze hier überall genau anzugeben, an sich ein weitläufiges Geschäft, ist zur Zeit auch noch nicht ganz möglich, da die Einzelheiten noch nicht vollständig ermittelt sind und wird besonders dadurch erschwert, daß das Deutsche im Slavischen oder das Slavische im Deutschen und umgekehrt oft auf inselartigen Räumen vorkommt.

Jeder sieht aber leicht, daß die Sprachgrenzen sehr verschieden sind von der, der Natur der Dinge nach viel veränderlicheren politischen. Volks- und Staatsgrenzen sind bei keinem Volke Europas dieselben mit Ausnahme Portugals und der Niederlande, deren Sprachen erst dadurch, daß diese Völker eigene Staaten bildeten, eigenthümliche Sprachen wurden. Die politischen Grenzen geben an, wie viel Land einem Herren gehorcht oder durch dieselbe Verfassung und Regierung verbunden, einen Staat bildet, oder auch, wie viele Länder mit einander einen Staatenbund ausmachen. Das Letztere

ist bei Deutschland der Fall. Die politische Grenze desselben ist im Norden die Eider. Im Westen sind folgende die äußersten Grenzpunkte: Der Dollart; der Rhein, da, wo er anfängt, in mehrere Arme auseinanderzugehen; die Quellen der Semoy; die Mündung der Lauter und die der Wiesen in den Rhein. Diejenigen Punkte, welche einen Begriff von der Südgrenze geben können, sind Constanz und Vaduz am Rhein; die Quellen der Ill und Etsch, das nördliche Ufer des Idro- und Gardasee's; die Quellen der Piave, Livenza und des Tagliamento, endlich Agley und Triest am Adria. — Die bezeichnendsten Punkte der Ostgrenze sind der Einfluß der Gurk in die Sau, der March in die Donau; die Quellen der Weichsel und die der Prosna; die Mündung der Bartsch in die Oder, der Netze in die Warthe: die Quellen der Ball, der Braa, der Stolpe und endlich der Ausfluß des Zarnowitzer See's in die Ostsee.

Trifft es sich, daß ein Meer, eine Wüste, ein Gebirge, ein Fluß mit der Sprach- oder Staatsgrenze zusammenfällt, so nennt man dies eine natürliche Grenze, wie im Norden Deutschlands Nord- und Ostsee natürliche Sprach- und Staatsgrenzen gegen Skandinavien und die Eider natürliche Staatsgrenze gegen Dänemark, der Dollart und die burtanger Haide gegen Holland ist. So ist ferner der Rhein von Neuburg bis Vaduz natürliche Staatsgrenze gegen Frankreich und die Schweiz; so sind die karnischen Alpen natürliche Sprach- und Staatsgrenzen gegen Italien; die Kulpa und Sau natürliche Staatsgrenze gegen Kroatien; die March und die Karpathen gegen Ungarn. Aber viel größere Striche Deutschlands entbehren natürlicher Grenzen, die ohnedem, wie die Geschichte lehrt, einem Volke wenig nützen, wenn es sich nicht durch seine bürgerlichen Tugenden gegen das Ausland Achtung verschafft.

---

59. Des Menschen Ruhm.

Ruhm und Unsterblichkeit des Namens ist, wenn nicht das Ziel, so doch gewiß das Ergebniß der Bestrebungen großer Männer. So war es bei Themistokles dem Athener. Die

Entwicklung der Demokratie in seinem Staate, der Hafen Piräeus, die langen Mauern, die Seemacht Athens, die Schlachten bei Artimisium und Salamis, die Befreiung Griechenlands von der Gefahr, eine persische Satrapie zu werden, die Erhebung Griechenlands zu einer Weltmacht, alle diese Ereignisse und Entwicklungen knüpfen sich an den Namen des Themistokles und beweisen, daß seine Größe eine wahre Größe, daß sein Ruhm ein wahrer Ruhm ist.

Es ist aber von jeher so gewesen, daß wahres Verdienst von gar Vielen verkannt, verkleinert, verdächtigt, geschmähet wurde und so sehen wir den Themistokles in einem Wortwechsel über seine Verdienste mit einem Menschen, dessen Namen Herodot zwar nennt, Cicero aber, der die Sache auch erzählt, nicht mehr zu nennen weiß, mit einem Menschen, der nie erwähnt worden wäre, wenn er es nicht versucht hätte, den Ruhm des Themistokles zu verkleinern. Uns indeß gewährt das Gespräch des unberühmten Seriphiers mit dem berühmten Athener den Vortheil, daß wir daraus einigermaßen erfahren, wie Themistokles selbst über seinen Ruhm dachte. „Du würdest nicht berühmt sein, wärest du nicht in Athen geboren", so lautet der Vorwurf des Seriphiers. Themistokles hätte antworten können, daß Athen ihm ebenso viel verdanke, als er Athen; indeß er gibt zu, daß dem so sei, wie der Seriphier sage. Er schreibt also einen guten Theil seines Ruhmes nicht sich, sondern seinem Vaterlande zu, jener berühmten Stadt, die ihm die reichsten Mittel zur Ausbildung, wie den freiesten Spielraum zur Anwendung seiner Talente geboten hatte. Und hiebei ist klar, daß er einen noch größeren Theil seines Ruhmes den Göttern zuschrieb. War sein Talent nicht eine Gabe der Götter? War es nicht Anordnung der Götter, daß er in Athen geboren? war es nicht Vorsehung der Götter, daß er zu einer Zeit geboren wurde, die seinem Talente Gelegenheit und Aufforderung sich zu entfalten darbot?

Allein Themistokles hat noch eine Antwort für den Seriphier. „Wenn du, mein Freund," sagte er, „auch in Athen geboren worden wärest, so würdest du doch nicht berühmt geworden sein." Mit anderen Worten: wenn dir die Götter gleiche Gunst wie mir erwiesen, dich mit Gaben ausgerüstet, dich in einer großen, thatenlustigen Stadt hätten geboren werden lassen, du würdest durch die Untüchtigkeit deiner Gesin-

nung alles vereitelt haben. Daraus erhellt, was Themistokles als seinen Antheil an seinem Ruhme anspricht: es sind die schlaflosen Nächte, die ihm die Trophäen des Miltiades verursacht; es ist die Entschiedenheit, mit der er sich von dem liederlichen Leben zurückgezogen, als ihm die Aufgabe seines Lebens klar geworden war; es ist die Begeisterung für die Größe, das Glück und die Freiheit seines Vaterlandes; es ist die Aufopferung seiner Zeit und Kraft für diese Zwecke; es ist jene ehrenwerthe Gesinnung, die ihn endlich den Tod dem Leben vorziehen hieß, als er nicht mehr mit Ehren leben konnte.

Laßt uns hier an dem Themistokles ein Beispiel nehmen: Die ehrenhafte Gesinnung, der reine Wille sei wie unser eigenthümlichster Ruhm, so unser vorzüglichstes Bestreben.

---

60. Die Thränen Rudolfs von Habsburg.

Thränen sind der Erguß eines weichen oder erweichten Herzens. Ein solches kann aber gar verschiedenen Eindrücken offen sein, und gar mannigfaltiger Art sind deßhalb die Thränen, die in Folge solcher Eindrücke dem Auge entquellen und will man über dieselben ein Urtheil fällen, so muß man wohl wissen, woher sie stammen. Es gibt Thränen des Abschiedes und des Wiedersehens, Thränen der Theilnahme und des Mitleids, Thränen der Angst und des Kummers, Thränen der Reue und der Buße, Thränen der Ueberraschung und der Freude. Es fließen Thränen an Krankenbetten und Gräbern; Thränen auf das letzte Stück Brod des Armen und auf die Kette des Gefangenen; Thränen auf die Hand des Wohlthäters und als Dankesopfer dem Retter in der Höhe. Es fließen aber auch Thränen, wenn man sieht, wie Maria Stuart auf den Brettern ihre Beichte ablegt, oder wenn man liest, wie der junge Werther seinen letzten Brief an Lotte schreibt. Mancher hat aus Verdruß, Mancher aus Zorn, Mancher aus Neid geweint und wer möchte die Gelegenheiten alle aufzählen in einem Leben, das mit Weinen begonnen wird.

Doch ist Weichherzigkeit mit nichten eines jeden Menschen Eigenschaft. Hören wir ein Wort des alten Menschenkenners Homer! Er spricht: thränenreiche Männer sind gut. Er nimmt also an, daß keineswegs alle Männer thränenreich sind, denn die Guten waren von jeher die Minderzahl; er weiß, daß Weibern und Kindern das weiche Herz vorzugsweise zukommt, daß die Männer von härterer Natur sind und daß sie nicht verdienen, Männer zu heißen, wenn sie sich wie Weiber und Kinder gebahren. Warum er aber meint, daß thränenreiche Männer gut sind, das läßt sich vielleicht an dem Beispiele Rudolfs von Habsburg, den Schiller in jener Ballade weinen läßt, einigermaßen deutlich machen.

Rudolf hatte seine Jugend an dem glänzenden Hofe und in den unaufhörlichen Kriegen Kaiser Friedrich des Zweiten zugebracht und nach des Kaisers Tod seine eigenen Fehden geführt: gewiß ein Leben, wo ein Herz, selbst wenn es von Natur weich geschaffen war, abgehärtet werden mußte. Nun hat Rudolf den erledigten Thron selbst bestiegen; er sitzt beim Krönungsmahle in Aachen; ein Sänger hat ihm ein Lied zur Harfe gesungen; es handelte von einem Ritter, der auf die Jagd hinauseilte, sein Roß aber bald einem Priester abtrat, den ein angeschwollener Bach auf seinem Wege zu einem Sterbenden hinderte; auch das Roß nicht wiedernahm, das des Herrn Leib getragen, sondern dem Dienste der Kirche widmete. Rudolf blickt gedankenvoll den Sänger an; es geht ihm das Verständniß auf, er selbst sei der Ritter, der Sänger sei der Priester und seine Augen füllen sich mit Thränen.

Wie kommt es nun, daß den abgehärteten Krieger hier diese Weichherzigkeit beschleicht. Ist es nicht ein Zeichen, daß Rudolf sich nur gegen die Eindrücke abgehärtet hat, welche Leiden und Freuden auf weichherzige Menschen zu machen pflegen; daß er sich zwar gewöhnt hat, den Rührungen und Leidenschaften des menschlichen Herzens keine Gewalt über sich einzuräumen, daß er sich aber ein weiches Herz erhalten hat für alles, was Gott durch die Lenkung seiner Lebensschicksale auf ihn wirken, was er durch den Mund erleuchteter Männer zu ihm sprechen wollte? Denn was hat Rudolfs Thränen hervorgerufen? Ist es nicht das demüthige Gefühl der Unwürdigkeit vor Gott, das sich in diesen Thränen ausspricht? sind es nicht die Thränen eines Mannes,

der anerkennt, daß die göttliche Vorsehung schon in seiner frühen Jugend ihn den Weg zu seiner jetzigen Größe geführt hat, indem sie ihm zu anderen Gaben nicht nur ein frommes Herz verlieh, sondern auch Gelegenheit, durch dasselbe seinem Volke theuer zu werden.

Gewiß brauchte sich Rudolf dieser Thränen nicht zu schämen, die ihn schöner schmückten, als die Krone und wenn der Dichter den Helden die Thränen verbergen läßt, so scheint es, daß er Rücksicht nahm auf die Umgebungen und auf die Stimmung, welche ein Festgelag über seine Theilnehmer zu verbreiten pflegt, wobei man allerdings Ursache haben mag, seine Thränen den Blicken zu entziehen. Uns aber werden sie die Wahrheit jenes homerischen Satzes bewähren, die auch durch das Beispiel dessen bestätigt wird, der die menschliche Natur in ihrer Vollkommenheit dargestellt hat, von dem wir nicht lesen, daß er gelacht, wohl aber, daß er öfters geweint habe.

---

61. Die Aernte. 1847.

Das hitzige Gestirn des Hundes regiert am Himmel und hat die Früchte des Feldes gezeitigt; die Halme sind dürr und die Aehren gelb. Sie laden den Schnitter ein und hier läßt sich nicht, wie dort von der Aernte des Herrn, klagen, daß der Arbeiter wenig seien. Ich sehe hier bereits geleerte Felder, dort noch zahlreiche Arbeiter die Sichel schwingen; ich sehe hier das Korn in Kasten aufgebaut, dort in schwerbeladenen Wägen heimfahren. Wahr ist es, sie arbeiten alle im Schweiße ihres Angesichts; aber die Schweißtropfen rinnen über vergnügte Gesichter, denn in dem geärnteten Kerne liegt wie der Lohn der Vergangenheit so die Hoffnung der Zukunft, und an dieser letzteren nimmt selbst die arme Aehrenleserin Theil, die heute ihre geringe Aernte da hält, wo sie nicht gesäet hat. Sie fällt zwar nicht in den lauten Jubel derer ein, welche die Rosse und den Fruchtwagen bekränzen und dem Aerntebraten entgegenjauchzen, aber sie sieht doch am Beispiel

der kleinen Feldmaus, die mit ihr Aehren sammelte, daß der Geber der Aernte sie für alle seine Geschöpfe gegeben hat.

Ohne Zins gibt nämlich die Erde nie zurück, was sie empfangen hat; aber manchmal mit größerem, manchmal mit geringerem. Alljährlich ist ein Tisch gedeckt für alles, was da lebt; aber die Zahl und Beschaffenheit der Speisen ist nicht immer dieselbe. An der reichbesetzten Tafel freilich — da sind die Gäste voll Heiterkeit und Scherz; wenn die Scheunen und Vorrathshäuser voll sind, so verbreitet sich das wohlthätige Gefühl der Sicherheit, der Geborgenheit für ein Jahr über das ganze Volk; wenn die Keller zu klein, wenn die Speicher zu niedrig sind, da sinnet man, wie der Ueberfluß andere Bedürfnisse und Wünsche befriedigen, wie er andere Unternehmungen unterstützen und befördern könne; wenn die Preise der Dinge in der Heimath herabgedrückt sind, so sucht man in der Ferne einen bessern Markt und ein Joseph sammelt für die Zukunft, wovon Aegypten und wovon die Seinigen leben sollen.

Ist nun eine reiche Aernte geeignet, die einzelnen Familien nicht minder, wie die öffentlichen Zustände zu erhalten, zu sichern, zu befördern und zu vervollkommnen, so scheint eine Mißärnte dazu gemacht, das Bestehende zu erschüttern und aufzulösen und die Schäden und Mängel desselben an den Tag zu legen. Grell tritt die Armuth, grell treten die Uebel hervor, die in ihrem Gefolge zu sein pflegen: Bettel, Lug, Trug, Diebstahl. Grell tritt sie dem Reichthum entgegen, denn in solcher Zeit pflegt es auch zu heißen: wer da hat, dem wird gegeben und wer nicht hat, dem wird genommen auch, was er hat. Grell offenbart sich, wozu Reichthum den Menschen verführt; denn Vielen ist die allgemeine Noth nur eine willkommene Gelegenheit, ihr Geld vortheilhaft anzulegen und sich zu bereichern. Ein Corialan bietet dem Volke Brod gegen die Abtretung bürgerlicher Rechte; ein hungriger Esau verkauft das Erstgeburtsrecht gegen ein Linsengericht; Israel verläßt das gelobte Land und wandert nach Aegypten aus; Spurius Mälius hetzt die hungrigen Massen zum Umsturz der Staatsverfassung auf, als wäre sie der Grund der schweren Zeit und Servilius Ahala stellt mit blutigem Schwert die Ruhe wieder her.

Ganz Aehnliches haben wir in diesem Jahr erlebt. Der Nothschrei des Hungers drang durch das ganze westliche Eu-

ropa; wir erfuhren, wie Menschen in Galizien und in Irland vor Hunger starben; wir sahen Tausende unserer Landsleute die Heimath verlassen, Viele verarmen, Viele durch die Verarmung der Anderen reich werden. An vielen Orten half sich das Volk und richtete das Volk eigenmächtig und erhitzte sich zum Aufruhr. Es ist dies Jahr eine wichtige Erfahrung in unserem Leben und der Verständige wird die Warnungen desselben beherzigen. Lasset uns die am nächsten liegende hervorheben. Vertraue, so ruft es uns zu, dem obersten Lenker der Dinge, der uns vor dem Schlimmsten verschont und der Noth zur rechten Zeit ein Ende gesetzt hat! Vertraue, daß reine Menschenliebe nie aussterben und daß sie sich in der größten Noth am glänzendsten bewähren wird.

---

62. Rede der Anna an die Dido.

Im siebenten Jahre seiner Irrfahrten war Aeneas nach Sicilien gekommen und das Ende seiner Mühen schien nahe. Da fand seine Widersacherin im Rathe der Götter ein neues Hinderniß auf; sie überredete den Aeolus, die Flotte der Trojaner zu zerstreuen und der Venus Sohn sah sich hülflos an das karthagische Ufer geschleudert. Indeß seine Mutter sorgte für ihn. Ihre Bitten bewogen den Vater der Götter, den Merkur zu der Königin Dido zu senden und ihr gastliche Aufnahme des Fremdlings anzubefehlen. Venus, durch diese Maßregel noch nicht vollkommen beruhigt, schickte auch ihr Söhnlein Amor in der Gestalt des von ihr einstweilen entfernten Julus, um das Herz der Dido in Liebe zu Aeneas zu entzünden. Dido hatte bisher gelebt, wie es einer Wittwe ziemte. Ihre Schönheit, ihr thatkräftiger Sinn, ihre Abkunft, ihr Reichthum hatte viele Freier angezogen, sie blieb der Liebe zu ihrem ermordeten Gatten treu. Aber der mächtige Gott, der jetzt ihr Herz angriff, besiegte die Stärke der alten Liebe durch das Ungestüm einer neuen Leidenschaft. Bald war es der Dido unmöglich, den Widerstreit der Pflicht und der Liebesgluth in ihrem Herzen allein zu ertragen, sie machte

ihre Schwester Anna zur Vertrauten und Anna rieth, wie es von einem jungen Weibe zu erwarten war.

Sie stellt ihrer Schwester die traurige Einsamkeit einer Wittwe vor; sie zieht in Zweifel, ob die Manen des Sichäus sich darum kümmern; sie versichert, daß wenn auch der Geist ihres verstorbenen Gatten von ihrem Verhalten wisse, so müsse er damit zufrieden sein, da ihre Treue so vielen Anerbietungen zu einer neuen Ehe widerstanden und sie behauptet: einer Liebe, die das Herz erfreue, dürfe man nachgeben. Nachdem sie hiemit die gewissenhaften Bedenklichkeiten der Dido beseitigt, stellt sie ihr die Vortheile einer Verbindung mit Aeneas vor gegenüber so vielen sie ringsumgebenden Feinden und Gefahren und macht deßhalb den Schluß, daß die Ankunft des Aeneas als ein Wink schützender Götter zu betrachten sei, die dem neuen Staate eine glänzende Zukunft sichern wollten.

Mit großer Kunst und tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens hat hiermit der Dichter geschildert, wie der von Leidenschaft bethörte Mensch die Abweichungen vom geraden Weg der Pflicht zu entschuldigen, zu beschönigen, ja als den rechten Weg vorzustellen weiß. Die Pflicht gebietet Wittwe zu bleiben; die Leidenschaft sagt: das ist eine unerträgliche Einsamkeit. Aber war denn der Wittwenstand vor der Ankunft des Aeneas nicht der wünschenswertheste für Dido? Der Glaube jener Zeit kannte die Manen als Wesen, die sich der Opfer der Lebenden erfreuen, die an drei gewissen Tagen auf die Oberwelt zurückkehren; — die Leidenschaft bezweifelt, was allgemein geglaubt wurde, weil es ihr im Wege steht. Aber in demselben Athem, wo sie die Theilnahme der Manen an den menschlichen Dingen in Frage stellt, nimmt sie die Fürsorge anderer Götter in Anspruch, deren Einwirkung doch mit demselben Rechte in Zweifel gezogen werden könnte. Der treuen Dido waren alle Anträge der Freier ein Gräuel, — die von der Leidenschaft befangene Dido rechnet sich dies als Verdienst an, wodurch ihre Untreue aufgewogen würde. Die treue Dido verabscheut eine neue Liebe als einen Frevel an der alten, — die von der Leidenschaft befangene stellt den Grundsatz auf: daß man dem Zuge des Herzens folgen müsse. Wie kühn war einst die treue Dido aufgetreten, als sie sich von ihrem tyrannischen Bruder lossagte? wie muthig hatte sie ihr Volk durch das Meer geführt? Wie kräftig die

Gründung eines neuen Staates begonnen? Wie stand sie durch Männlichkeit und Heldensinn den besten Männern ihrer Zeit ebenbürtig da? — aber die von der Leidenschaft befangene Dido läßt sich einreden, daß ihr ringsum furchtbare Gefahren und Feinde drohen, daß sie des Schutzes eines Mannes und dessen Volkes bedürfe. Wie können wir uns nun noch wundern, wenn Dido wähnt, ihrem Volke eine glückliche Zukunft durch die Heirath mit Aeneas zu gründen, demselben Aeneas, dessen Nachkommen bestimmt waren, der Dido Volk und Staat zu zerstören! Wie uns wundern, wenn sie die Götter durch Opfer dieser Heirath günstig machen will, dieselben Götter, die ihr bereits dieser Verbindung wegen zürnten!

---

63. Platens Ode an König Ludwig.

Das vorliegende Gedicht läßt sich füglich in vier Theile zerlegen, welchen ein Eingang vorangeht und ein Schluß folgt. Der Eingang (Str. 1—3) spricht von der Thronbesteigung des Königs, durch welche das Gedicht veranlaßt wurde und schildert das Vertrauen des Volkes auf den neuen Fürsten und die dieses Vertrauen rechtfertigenden Eigenschaften, die Herzensgüte und den tiefen Sinn. — Zu diesem königlichen Charakter gesellt sich die erworbene Befähigung zur Herrschaft, nämlich tiefe Kenntniß seines Volkes, gewonnen aus der Geschichte der Vorzeit und aus eigenen Erlebnissen im Freiheitskriege. (Str. 4—6) Deßhalb wolle er Freiheit und Recht, ohne jedoch ein blinder Neuerer zu sein (Str. 7—11), und sei ein Beschützer des Friedens (Str. 12—15) und ein Gönner und Kenner der Künste und Wissenschaften (St. 16—20). In den Schlußversen entschuldigt sich der Dichter, daß er den König besungen, damit, daß er persönliche Ursache gehabt habe.

In diesem Schlusse spricht sich ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit aus dafür, daß der König dem Dichter ein sorgenfreies Dasein gesichert hatte. Aber seinem persönlichen Ge-

fühle hat der Dichter nur in dem Schlusse Raum gegeben; in den übrigen Theilen des Gedichtes spricht er aus, was damals das ganze Volk bewegte, Anhänglichkeit an die herrschende Familie; Bewunderung der Eigenschaften, die den König als ein Glied dieser Familie zieren; Hoffnung auf eine schöne, durch den neuen Fürsten herbeizuführende Zukunft; Zuversicht, daß sich das Gemeinwesen auf Recht gründen, daß das Vaterland der Segnungen des Friedens theilhaftig werden, daß der menschliche Geist in seinem höchsten Streben unterstützt und gefördert werden würde.

Indem der Dichter Gefühle und Empfindungen ausdrückt, ist sein Gedicht ein lyrisches geworden. Da aber derjenige, an den das Gedicht gerichtet ist, eine solche Stellung einnimmt, daß, was der Dichter sagt, dem, was ein ganzes Volk denkt und fühlt, entsprechen muß; da die ausgesprochenen Gefühle ernster und erhabener Natur sind; da die Sprache und das Versmaß — es ist das alcäische — diesem Ernste entspricht, so haben wir hier eines jener lyrischen Gedichte, welche man Oden nennt. Eigen ist diesen der lyrische Schwung und ein kühner, scheinbar unvermittelter Uebergang von einem Gegenstand zum andern. So schildert Platen z. B. in der fünfzehnten Strophe des Königs Ehrfurcht vor alter Sitte und ruft in der sechszehnten Heil dem König und seiner Familie. Hier fehlt scheinbar ein Vermittlungsglied, aber die Stärke des Gefühls verschmäht, was beim Denken nothwendig ist.

64. Griechen und Perser bei Thermopylä.

Unter den Ereignissen der Weltgeschichte betrachtet der denkende Mensch mit besonderer Befriedigung die Schlacht bei Thermopylä, die für alle folgenden Jahrhunderte ein lehrreiches, tröstliches und aufmunterndes war und ist: lehrreich, was wahre Bürgertugend sei; tröstend für die von der Uebermacht Bedrängten; aufmunternd zu ächtem Patriotismus, der in nichts anderem besteht, als im Gehorsam gegen das Gesetz und in der Bereitwilligkeit für dasselbe auch zu sterben. Be-

trachten wir die Umstände näher und vergleichen wir zu dem Ende die beiden betheiligten Völker.

Der Größe und Einwohnerzahl nach würde ganz Griechenland nur eine kleine Provinz des Perserreichs dargestellt haben; allein dies kleine Land nährte ein thatkräftiges, die Vortheile seiner geographischen Lage und die Schätze seines Bodens fleißig benützendes Geschlecht, das rastlos bemüht war, die höchsten Aufgaben des Bürgers und Menschen zu lösen. Dagegen finden wir in Asien Völker, die zwar in Ackerbau, Gewerben, Künsten, in Handel und Wandel den Griechen nicht nachstanden, ja sie in manchen Stücken übertrafen; allein diese Bildung hatten die Asiaten schon seit Jahrhunderten erreicht, ohne daß sie im Stande gewesen wären, damit ihrem sittlichen und bürgerlichen Verfall zu verhindern. Dieser Verfall hatte sich seiner Zeit offenbart, als das gesundeste und kräftigste Volk Asiens, die Perser, unter dem größten Manne, den dasselbe hervorbrachte, die übrigen asiatischen Nationen der Reihe nach unterwarf und zu einem Weltreich vereinigte. Aber die nun herrschende Nation der Perser war nicht im Stande, die Tugenden, durch welche sie ihre Herrschaft gegründet hatte, zu erhalten. Sie verfielen in die Laster, die reichen Herren so nahe liegen. Ihre Religion, die auf den großen Gegensatz des Guten und Bösen in dieser Welt gegründet war, wies sie allerdings auf Sittlichkeit und Bändigung der Leidenschaften hin, aber diese Religion, zunächst für die einfachen, naturgemäßen Verhältnisse eines ackerbauenden Volkes berechnet, war eben so wenig, wie die Magier im Stande, dem einmal aus den enggezogenen Schranken herausgetretenen Volke fernerhin einen sittlichen Zügel anzulegen und es zeigte sich, daß die an sich viel sinnlichere Religion der Griechen, die mehr auf einer poetischen als sittlichen Anschauung der Welt beruhte, sittlichere Anhänger hatte, als die reinere Religion der Perser, daß der Gott zu Delphi mehr Gehorsam fand, als der Stellvertreter des Ormuzd auf Erden.

Denn nicht Religion war in jenen Zeiten die Haupttriebfeder für Einzelne und für Gemeinwesen; sie war es nur, indem sie ein Theil der Staatsverfassung war. Der Staat erzog den Menschen vorzugsweise. Die republicanische Verfassung der Griechen ging aber darauf aus, dem Einzelnen die größtmögliche Selbständigkeit zu sichern, indem sie alle gleichmäßig dem Gesetze unterwarf, welches durch gemeinsame

Uebereinkunft war beliebt worden, und jeden Bürger zu einer festen Stütze der Verfassung zu machen. Die persische Verfassung ordnete alles unter den Willen des Fürsten. Ein Cyrus vermochte daher allerdings das Volk zu den großartigsten Gesinnungen und Thaten zu erheben; aber ein Xerxes vermochte nach fünfzig Jahren nicht den schwindenden Hochsinn zu erhalten oder zu erneuern; und wenn auch die Perser in dem Könige den Mittelpunkt ihrer eignen Herrschaft ehrten und verehrten, so waren doch die beherrschten, Völker durch kein anderes Band, als durch das der Gewalt zum Gehorsam aufgefordert und im Kriege gegen Hellas standen demnach Hunderttausende ohne persönliches Interesse Männern gegenüber, welche wußten, daß es das Heiligste galt, was sie kannten, die entschlossen waren, es mit Gut und Blut zu vertheidigen und die durch ein dem öffentlichen Dienste gewidmetes Leben zum Kampfe jeglicher Art geschickt waren.

Freilich waren nicht alle Griechen so gesinnt. Einige Völkerschaften hatten dem großen Könige ohne Weiteres Wasser und Erde geschickt, andere wollten abwarten, wie sich der Kampf entscheiden würde, andere durchaus unbetheiligt bleiben. Aber die ächten Vertreter der griechischen Freiheit waren auch in ihrer geringen Anzahl dem Gegner gewachsen. Die Perser im Heere des Königs zeichneten sich ihrerseits allerdings vor den übrigen Truppen des Heeres dadurch aus, daß sie einsahen, die Ehre ihres Namens und ihres Reiches stünde auf dem Spiele; allein sie setzten ihr Vertrauen doch zumeist auf den bereits erworbenen Ruhm ihrer Waffen und auf ihre Zahl; wogegen jene Männer, die im Angesichte des Feindes ihr Haar schmückten, oder gymnastische Uebungen trieben, jene Manneskraft darlegten, die nur solchen eigen ist, welche entschlossen sind, ihre Pflicht zu thun, es möge kommen, was da wolle. Solche Männer werden überall und in allen Fällen löbliche Thaten verrichten, unsterbliche aber, wenn sie angeführt werden von einem Leonidas.

Dieser Spartaner, den ein günstiges Geschick an die Spitze der Griechen gestellt hatte, bewies sich durch seine adelige Gesinnung als einen würdigen Abkömmling des Herakles. Es ist nicht das staatsmännische und strategische Talent des Atheners Themistokles, das wir an ihm zu bewundern haben; allein sein entschlossener Geist, sein kühnes Wort, sein hoch-

sinniges und tapferes Gemüth machen ihn zu einem Mann, wie wir vergebens einen gleichen in den Reihen der Perser suchen. Man muß dem Xerxes manche königliche Eigenschaften zuerkennen und Mardonius war ohne Zweifel ein tapferer und in der Kriegskunst erfahrener Mann. Aber sie sind eben so wenig wie die übrigen Perser getragen von einer das Herz erwärmenden und erhebenden sittlichen Idee.

---

65 Die Lerche.

Julius Cäsar errichtete in Gallien eine Legion und zeichnete sie durch eine besondere Art Helme aus, wozu er das Muster, wie es scheint, von dem Kopfe der Haubenlerche abgenommen hatte, wenigstens nannte er die Legion Alauda. Das Wort ist nicht römisch; die Römer scheinen gar kein Wort für diesen Vogel gehabt zu haben und erst durch diese zehntausendbeinige recht aufmerksam auf denselben geworden zu sein. Alauda ist ein celtisches Wort und Cäsar, der sich neben Eroberungen, Umsturz und Neugründung von Staaten auch mit Sprachforschung abgab, kannte ohne Zweifel die Bedeutung des Wortes. Neuere Sprachforscher übersetzen es mit: die alles Besitzende, und ein so alles Besitzender wollte ja Cäsar sein; oder mit: die Lobpreisende und eine solche wollte er ja für sich haben. Oder sah er vielleicht auf das Geschäft dieses Vogels in der Natur und wollte er seine Alauda für das römische Reich zur Verkündigerin des politischen Friedens machen, den er ihm zu bringen gedachte nach der veralteten in Todeskämpfen und -krämpfen liegenden Republik. Oder war es eine eigenthümliche Fügung des Geschickes, daß diese Alauda, die aus Germanen und Galliern bestand, als erster Bote desjenigen Frühlings nach Rom zöge, den die Germanen der verkommenen alten Welt bringen sollten? Wie dem auch sei — die Parodie der Lerche, deren sich Cäsar bediente, ist charakteristisch für den Römer.

Wir begrüßen dich, liebes Vögelein! ohne Hintergedanken, lediglich, weil du der erste Bote des lang ersehnten Lenzes

bist. Als würde es dir schwer, dich von uns zu trennen, zögertest du mit deinem Abschiede von unserem Lande, so lange Schnee und Frost es dir gestatteten zu bleiben, und um recht bald wieder da zu sein, entferntest du dich so wenig als möglich. Nun bist du wieder da, du muntere „Sangrakete!" und erfüllest mit deinen Liedern die Luft und erfrischest unsere Herzen, so daß sie sich mit dir aufschwingen und mit dir rufen:

Dir, dir, o Größter, dir sing ich, dir!
Dir, dir, o Bester, dir, dir, nur dir!

Und das nicht einmal und zweimal, nein! so oft an jedem Tage, als möglich und so lang im Jahre, als möglich. Wenn die Nachtigall schweigt, weil die Rose verblüht ist; die Wachtel, weil die Halme gefallen sind; selbst nachdem die Störche schieden, weil die Sonne niedriger steht — da steigst du nicht minder frisch „auf der Leiter deines Liedes" in die Höhe, als hättest du einen höheren Gegenstand als die Herrlichkeit der Welt zu besingen, wie es die Anadiplosis jenes Distichons ausdrückt:

Laudat alauda deum, dum sese tollit in altum,
Dum cadit in terram, laudat alauda deum.

So baue denn, du freudige Sängerin! dein Nest bei uns und gründe deine Familie. Der Adler horstet hoch auf kahlem Fels und beherrscht mit scharfen Blick das ganze Land; die Schwalbe baut unter schützendem Obdach ein festes, irdenes vom Spatzen viel beneidetes Nest. Das sind die Mächtigen und Klugen dieser Welt. Du gehörst nicht zu ihnen; du verstehst wenig von der Wahl des Ortes und dem Bau der Wohnung. Gleich dem, der ein gelobtes Land sucht, kümmerst du dich wenig um ein festes Haus; gleich dem, der sich nach dem lebendigen Gott sehnet, ist dir das schlechteste Plätzchen, das vielleicht der Huf des Pferdes in die Furche gedrückt hat, zur Wohnung hinreichend. Du fragst nicht nach dem stolzen Gewande in dem der Pfau einhergeht; aber wiewohl du nur das fahle Gewand des Lehmbodens trägst, in dir lebt und webt wahrhaft und wesentlich der Frühling, dieses schöne Vorbild des erneuerten Herzens und Lebens, des neuen Himmels und der neuen Erde, deren wir warten.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Butters, Friedrich

Fünfundsechzig deutsche Aufsätze aus der Schule und für die Schule

Neustadt a. d. H. 1856